

MITTEILUNGEN
zur
Jüdischen Volkskunde.

Organ
der
Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg
und der
Gesellschaft für Sammlung und Conservierung
von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums
in Wien.

Herausgegeben
von
Dr. M. Grunwald
Rabbiner der isr. Cultusgemeinde in Wien.

Neue Folge. Jahrg. III, Heft III.
(Der ganzen Reihe 23. Heft.)



BERLIN
Verlag von S. Calvary & Co.
1907.

Inhalt:

Schlosz L., Jüdische Zigeunerkapellen in Ungarn.

Goldberg S., Die Holzsynagoge zu Kurnik.

Dieterich K., Jüdisch-griechische Schnurren.

Brinckmann J., Die jüdischen Kultgegenstände im Hamburger Museum für
Kunst und Gewerbe.

Weissenberg S., Jüdische Museen und Jüdisches in Museen.

Bücher- und Zeitungsschau.

Bemerkungen zu Heft 21.

Eingänge.

Adresse des Herausgebers: **Wien XV**, Turnergasse 22.

Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde.

Organ

der

Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg

und der

**Gesellschaft für Sammlung und Konservierung
von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums in Wien.**

Heft XXIII.

Jahrg. 1907, Heft 3.

Jüdische Zigeunerkapellen in Ungarn*).

Von Lehrer L. Schlosz, Rimaszombat.

Ein im Aussterben begriffener Typus ist der ungarische Judenmusikant. Jahrzehnte hindurch spielte er im ungarischen Volksleben eine höchst interessante Rolle. Heute treffen wir nur hier und da noch einen in Zigeunerkapellen an, äussert selten in Theaterorchestern. In einigen Ortschaften Siebenbürgens, in den ungarischen Komitaten: Máramaros, Bereg, Ung, ferner in den Städten Kaposvár, Nagy-Kanizsa, Szeged, Ersekújvár und in der Landeshauptstadt Budapest leben noch heute jüdische Musikanten. Sie finden einen ziemlich lohnenden Erwerb. In den nördlichen Komitaten des Landes existieren sogar jetzt noch kleinere Kapellen, allein ihre Zahl nimmt von Tag zu Tag ab.

In der Geschichte der ungarischen Volksmusik des XVIII. und im Beginn des XIX. Jahrhunderts waren die jüdischen Musikanten die Förderer und Interpreten der ungarischen Volksmusik, besonders in den Gegenden jenseits der Donau. Wie Stefan Bartalus berichtet, war Markusz Rózsavölgyi der grösste ungarische Musiker, der den aus dem XVI. Jahrhunderte stammenden schönen „Palotás-Táncz“ modern umarbeitete und ergänzte. Er wurde zu Balassa Gyarmat 1787 geboren und hiess

*) Bekanntlich betreiben in Ungarn die Volksmusik Zigeuner, deren wohlorganisierte Kapellen auch im Ausland sehr beliebt sind. [Ein ungarischer Musikkennner, der vor einiger Zeit in der „N. Fr. Presse“ über Franz Liszt geschrieben hat, wies nach, dass die Zigeunermusik vor 90 Jahren überhaupt noch nicht existiert hat und ihre Entstehung dem jüdischen Musikanten verdankt, den Vambéry über ganz Asien bis an die Ufer des Ganges verbreitet fand. [Vgl. Jeschurun 1901 S. 226. D. Red.]

ursprünglich Rosenthal. Im Jahre 1806 kam er nach Budapest und widmete sich ausschliesslich seiner Kunst. 1824 magyarisierte er seinen Namen, als er zum Ehrenmitglied des Veszprimer Musikvereins gewählt wurde. Rózsavölgyi hinterliess zahlreiche kostbare Musikwerke, die ihm einen dauernden Namen sichern. In den 30er Jahren gastierte Rózsavölgyi öfters in Wien und die Wiener Blätter priesen begeistert seine Virtuosität. Er starb am 23. Januar 1848 im 66. Lebensjahre. Es wurde ihm von Petöfi ein poetischer Nachruf gewidmet.

Schon der hervorragende ungarische Dichter Michael Csokonai (1773) gibt in seinen Werken einen interessanten Bericht von dieser Judenmusik. So lesen wir in seinem weltberühmten komischen Epos „Dorothea“: „Die Juden von Toponar sind berühmte und vorzügliche Musikanten.“ Schon am Anfange des Werkes stellt er uns die Toponarer Juden vor mit ihrem Kapellmeister Isak, der mit seinen feurigen Weisen die lustige Gesellschaft bis zum Tagesanbruch bei Wein und Tanz köstlich unterhält. Auch sonst erfreute sich die Toponarer Judenkapelle weit und breit des besten Rufes. Doch nicht allein Toponar besass Judenkapellen; auch von Kaposvár im Zala'er Komitat wird erzählt, dass dort zahlreiche renommierte Judenkapellen ihren Sitz hatten. Ebenso berühmt waren die Finalyschen Musikanten. Auf dem Ó-Budaer jüdischen Friedhofe ruht Ansel-Finaly, der einst beliebte und vielfach ausgezeichnete Kapellmeister der Hofkapelle des Palatinus, ein Ahn des Universitätsprofessors Dr. Heinrich Finaly.

In der Literatur ist diese kulturhistorisch und ethnographisch bedeutsame Frage bisher kaum behandelt worden. Kurz befasste sich damit Josef Dóczi im 9. Bande seines bekannten geographischen Werkes „Der Spiegel Europas“. Der obengenannte hervorragende ungarische Tondichter Stefan Bartalus schrieb in dem Werke „Die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie“ über die ungarischen Judenmusikanten. Auch in einigen Werken Jokai's wird ihrer Erwähnung getan; ein Beweis dafür, dass sie im ungarischen gesellschaftlichen Leben eine beachtenswerte Stellung einnahmen. In Budapest lebten zu jeder Zeit in grösserer Anzahl jüdische Musikanten. In einzelnen wohlbesuchten Kaffeehäusern spielten ständig jüdische Kapellen, die auch zu rituellen Festlichkeiten in jüdische Häuser gerufen wurden. Der ungarische Gelehrte Dr. Sigmund György, der im In- und Auslande grössere Forschungsreisen unternommen hat, behauptet in seinen Werken, dass die jüdischen Musikanten die Begabung zur Musik mit der Geburt zur Welt bringen. An der rumänischen Grenze steigen fast bei jeder Station jüdische Violinisten ins Coupé, die für ein kleines Trinkgeld lange Strecken die schönsten Lieder spielen.

Der renommierteste jüdische Kapellmeister ist gegenwärtig Elek Vörös, der eine sehr beliebte Kapelle in einem der besten Kaffeehäuser in Budapest dirigiert. Vörös hielt sich vor Jahren lange Zeit im Auslande auf und auf der Pariser Weltausstellung spielte er Tag für Tag in einem ungarischen Hotel. Die übrigen jüdischen Musikanten minderen Ranges sind in Ungarn unter den Zigeunern zerstreut zu finden und mit ihnen wird diese Spezies höchst wahrscheinlich gänzlich aufhören.

Die Holzsynagoge zu Kurnik.

Von Lehrer S. Goldberg, Kempen i. P.

Der verdienstvolle Warschauer Gelehrte Mathias Bersohn hat in zwei in diesen „Mitteilungen“ in deutscher Uebersetzung wiedergegebenen Aufsätzen eine ganze Reihe Synagogenbauten in Polen beschrieben. Die Lektüre dieses Werkes, insbesondere der Notizen über die Holzsynagogen in Pohrebyscze und Lutomirsk, hat mich veranlasst, im Folgenden eine Beschreibung auch der Holzsynagoge in Kurnik, einem Städtchen in der Nähe Posens, zu liefern.

Die genannte Holzsynagoge ist ein Bauwerk, das, seitdem diejenige in Rawicz vor etwa 17 bis 18 Jahren abgebrochen worden ist, fast die einzige in Deutschland sein dürfte¹⁾. Sie ist die stumme Zeugin einer mehr als 150 jährigen Vergangenheit und erzählt von einer der grösseren Judengemeinden Preussens, die nach einer mir vorliegenden Statistik vom 7. April 1835 noch 1226 Juden zählte, aber leider durch Wegzug ihres angesehensten Mitgliebes auf etwa 40 Familien zusammengeschmolzen ist.

Die Synagoge wurde, wie dies aus den spärlichen Aufzeichnungen, insbesondere an der östlichen Innenwand festzustellen war, 1767 aus Mitteln der damals mehr als 400 Familien zählenden Gemeinde erbaut²⁾. Wenn es gestattet ist, von dem Baumeister der Synagoge zu Lutomirsk, welche in allen Teilen mit der Synagoge in Kurnik die frappanteste Aehnlichkeit zeigt³⁾, auf den

¹⁾ Ueber die Holzsynagoge in Czieschowa bei Lublinitz, Oberschlesien, s. Loewenthal, Mitteilungen z. jüd. Volkskunde XVI 190 f.

(Dr. Lewin.)

²⁾ Die bisherige, die als zu klein sich erwies, wurde niedergerissen. (רשמי שאלה)

(Dr. Lewin.)

³⁾ Vergl. die Mitteilungen der Gesellsch. für jüd. Volkskunde VIII S. 167 u. 178.

(Dr. Lewin.)

Baumeister der letzteren zu schliessen, so ist sie ebenfalls von dem Baumeister Hillel Benjamin aus Lasco i/Polen erbaut. Wie Herr Bersohn mitteilt, hat dieser Baumeister seine Kunst in Deutschland erlernt. Er stürzte bei dem Bau der Synagoge in Zloczow vom Dache und starb dort.

Wie erwähnt, besteht die Synagoge in Kurnik aus Holz, aus der Länge nach übereinandergelegten 6zölligen Kiefernbohlen, die an den Enden durch starke Zapfen und Winkeleisen befestigt sind.

Etwa 100 Jahre nach Erbauung der Synagoge haben, wie dies darin angebrachte Inschriften bezeugen, wohlhabende Gemeinde-Mitglieder und Vereine die Umfassungswände mit einer äusseren Bretterbekleidung versehen. Der eigentliche Betraum hat an der westlichen Schmalseite einen Eingang, der durch einen auf vier Holzsäulen ruhenden Porticus geschützt ist. Das Dach, aus Holz mit Teerpappe überzogen, besteht eigentlich aus drei Abteilungen, dem architravartig rings herumlaufenden Fries, einer ziemlich steilen, etwas gebogenen Abteilung mit Lichtluken und aus einer schrägen, spitzkuppelartigen oberen Abteilung.

Sehenswert ist das Innere der Synagoge: Ein grosser, rechtwinkliger Raum, einer grossen Gemeinde wie Kurnik einst gewesen, angepasst. Der Aron ha-Kodesch (heilige Lade) im Rokocko-Stil, mindestens 200—300 Jahre alt, stammt aus einer noch älteren Synagoge, der Vorgängerin der hier beschriebenen, ebenso der in demselben Stile ausgeführte Stuhl für Eliahu. Die in grosser Menge früher benützten Betpulte (Ständer) im Parterre-Betraum wurden etwa vor 15 Jahren durch hundert Sitzplätze enthaltende moderne Kirchenbänke ersetzt.

Zur Zeit der Erbauung der Synagoge fungierte in Kurnik der altberühmte Rabbiner Israel Moses, nach seinem Werke *רשמי שאלה* genannt¹⁾; derselbe hat das Gotteshaus, dass er in der Vorrede zu seinem Werk erwähnt, feierlich eingeweiht. Er starb im Anfange des vorigen Jahrhunderts²⁾; ein genaues Datum seines Todestages oder Jahres war leider nicht zu ermitteln.

Sein Sohn, David Tebele, wirkte in Kurnik später als Rabbinats-Verweser. Nachfolger des Isr. Moses waren R. Juda Joël und R. Joske Spiro. Der letztere war Lehrer und Schwiegervater des später als Reformler bekannt gewordenen Dr. S. Holdheim³⁾.

¹⁾ Nach Dr. Lewin „Geschichte der Juden in Lissa“ S. 261 kam *רשמי שאלה* erst 1781 nach Kurnik, also 14 Jahre nach dem Beginn des Baues der Synagoge.

²⁾ 1811 liess er persönlich sein Werk *רשמי שאלה* in Warschau drucken. (Dr. Lewin.)

³⁾ Holdheim wurde 1806 zu Dzialoszyn in Polen geboren, verbrachte seine Jugendjahre als Bachur in Kempen i/P., ging dann nach Kurnik. Er wurde später Rabbiner in Frankfurt a/O., zuletzt Prediger an der Reform-Synagoge in Berlin und starb 1860.

Auch wirkte der berühmte Rabbiner R. Hirsch Abraham Bleichrode in Kurnik, wo er auch am 10. März 1839 gestorben und bestattet worden ist. Von den 40er Jahren an ging die Gemeinde Kurnik stetig zurück. 1835 zählte sie, wie erwähnt, noch 1226 Juden, 1840 noch 1170 und nach der Zählung von 1900 nur noch 198 Seelen.

Jüdisch-griechische Schnurren.

Von Dr. K. Dieterich, Leipzig-Conn.

Der grosse Kulturkampf, der sich in Alexandria, dem Brennpunkte der spätantiken Welt, zwischen Griechentum und Judentum abspielte, liegt in seinem welthistorischen Verlaufe deutlich vor uns. Ein Ringen zweier alter Kulturwelten, über denen sich siegreich eine dritte erhob. Aber erst ganz allmählich wurde das Christentum zur Weltreligion. Zunächst galt es nicht den Kampf um zwei Religionen, sondern um zwei einander fremde Kulturen: die heidnisch-hellenische und die jüdische. Und in diesem Kampf zog, wie wir an anderer Stelle auseinandersetzen (Der Zeitgeist 1904 Nr. 13), die griechische Kultur den kürzeren. Eine Menge semitischer Spuren zeigt sich in der Literatur, in den Sitten und Anschauungen des byzantinischen und neueren Griechentums. Darauf soll hier nicht noch einmal eingegangen werden. Vielmehr wollen wir die früheren Ausführungen nach einer bisher unbekannt gebliebenen Seite ergänzen, nämlich nach den Nachrichten und Schilderungen über das erste Aufeinanderplatzen von Griechen und Juden im Geschäfts- und Verkehrsleben, was beiden Gelegenheit gab, ihre Schlaueit und ihren Scharfsinn aneinander zu erproben und auf jede Weise einander zu überlisten und zu übertrumpfen. Hieraus hat sich nämlich bei den Juden eine eigene Anekdotenliteratur entwickelt, und das ging so zu: etwa um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. knüpften sich engere Handelsbeziehungen an zwischen Athen und Jerusalem; athenische Kaufleute kamen nach Jerusalem, und jüdische nach Athen, die sich sogar dort ansiedelten. So bestand, als Paulus nach Athen kam, dort schon eine ganze jüdische Kolonie. Und Josephus erzählt, dass die Athener Herodes dem Zweiten ein Denkmal in Athen errichteten¹⁾. Waren also auch die Beziehungen zwischen beiden Handelsvölkern durchaus friedliche und freundliche, so mochte es den Juden doch bald zum Bewusstsein kommen, dass sie in den Athenern ihre Meister gefunden hatten; noch heute heisst es ja im Orient, dass ein Grieche vier Juden betrügt. Solche Erfahrungen müssen

¹⁾ Auch der Berenike, der Geliebten des Titus. Vgl. C. I. G. — Ueber griech. Einflüsse auf die althebr. Literatur handeln Mor. Friedländer und Sellin. — Dr. Gr.

natürlich deren Selbstbewusstsein stark verletzt haben und sie müssten darauf bedacht gewesen sein, ihren griechischen Kollegen eins auszuwischen, wo sie nur konnten, natürlich nur, wenn sie unter sich waren. So mochten denn in Jerusalemer Kaufmannskreisen allerlei Schnurren umlaufen, die in renommistischer Prahlucht von Fällen erzählten, wo die jüdische Schlaubeit die griechische immer noch um einen Grad übertraf. Solche Schnurren scheint man in Jerusalem etwa im 3. Jahrhundert d. übl. Zeitr. gesammelt und jenem Kommentar des Pentateuch einverleibt zu haben, der unter dem Namen „Midrasch“ bekannt ist. Dieses Wort bedeutet „Nachforschung“ und bezeichnet das Bestreben, womöglich zu jedem Wort der Schrift eine Erklärung zu finden, die nicht immer ihrem natürlichen Sinne entsprach, sondern den philosophischen Ideen der Zeit oder auch Phantasievorstellungen. Es war eine Art Auslegungskunst, der der Gedanke zugrunde lag, dass alles, was nur der menschliche Geist erdenken könne, in dem Buchstaben der Schrift eine Stütze finde. Dieser Kommentar gehört zum grossen Teil derselben Zeit an wie der Talmud. Dass seine Verfasser direkte Fühlung mit dem Griechentum hatten, geht u. a. aus einer Stelle hervor, wo die berühmte Rennbahn in Konstantinopel mit ihren vier Parteien einfach in das Jerusalem König Salomos verlegt wird! Man wollte eben um jeden Preis den Eindruck erwecken, dass es nichts auf der Welt gebe, was nicht das Volk Gottes schon längst besessen hätte. Und so hat man auch jene Händleranekdoten in einen Teil des Midrasch eingeführt, um zu zeigen, dass das Volk von Jerusalem an Verstand alle Völker der Erde überträfe, sogar die Athener.

Diese kleinen und höchst ergötzlichen Geschichten, die aramäisch geschrieben sind, hat nun neuerdings ein Rabbiner griechischer Abstammung in London, Lazarus Beleli, ins Neugriechische übersetzt und einige davon in einer Athener Zeitschrift mitgeteilt. Wir geben die charakteristischsten davon in wörtlicher deutscher Uebersetzung wieder¹⁾.

1.

Einer kam von Jerusalem nach Athen. Er trat in einen Laden voll von Leuten, die assen und tranken. Er setzte sich auch und erfrischte sich. Als er mit dem Wirt allein war, bat er ihn, er möchte ihn dort schlafen lassen. Der aber erwiderte ihm schlaue: „Weisst du, wir haben eine Gewohnheit in diesem Lande, keinen Gast zu behalten, wenn er nicht zuerst drei Sprünge macht.“ „Gut, ich tue, was du

¹⁾ Diese Erzählungen finden sich auch bei H. Hurwitz, Sagen der Hebräer S. 127 ff. und Jew. Encyclop. II 265, ferner zerstreut in Levi-Seligmann, Parabeln aus Talmud und Midrasch S. 366, Ehrmann aus Palästina und Babylon S. 100 u. sonst. — Dr. Gr.

willst; aber zeig' mir zuerst, wie man das macht, was du sagst.“ Da lacht der Wirt über seine Unwissenheit und springt mit einem Satz mitten in den Laden hinein, mit einem zweiten an die Tür und mit dem dritten hinaus auf die Strasse. Da steht unser guter Fremdling auf, schliesst ihm die Tür vor der Nase zu und spricht zu ihm: „Du wolltest es mir vormachen, und nun hast du dich wunderschön fangen lassen!“

2.

Einmal kam einer von Athen nach Jerusalem. Er findet ein kleines Bürschchen, gibt ihm Geld und sagt zu ihm: „Geh und kauf uns Feigen und Trauben!“ „Sofort, und du hast ganz richtig gesagt: Kaufe uns; du gibst das Geld und ich meine Mühe.“ Wie er zurückkommt, spricht zu ihm der Fremde: „Nun teile sie, mein Sohn!“ Der Strick sucht für sich alle schlechten aus und legt die guten dem Athener vor. Dieser denkt: „Man hat ganz recht, wenn man sagt, dass die Kinder von Jerusalem ganz manierlich sind; er merkt, dass das Geld fremd ist und hat sich anständig benommen.“ Aber plötzlich sprang der Bube auf und sprach: „Jetzt wollen wir losen! Wenn ich deinen Namen finde, gibst du mir die Portion, die ich dir gegeben habe.“ Das Spiel kam zustande, und der Fremde brachte es dahin, dass der Kleine gewann.

3.

Ein Athener kam zufällig nach Jerusalem. Eines Tages wollte er einen Buben necken und gibt ihm einige Hellerstücke mit dem Auftrage, ihm etwas dafür zu kaufen, das er essen könnte, davon satt werden und dann noch etwas für die Reise übrig behalten. Der Junge geht und bringt ihm Salz.

„Du Lump, habe ich dir gesagt, dass du Salz holen solltest?“

„Hast du mir nicht gesagt, ich solle dir etwas kaufen, wovon du essen, satt werden und noch etwas übrig behalten könntest für die Reise? Ich habe dir gedient, Herr.“

4.

Ein anderer Athener findet einmal in einer Strasse von Jerusalem einen zerbrochenen Mörser. Er hebt die Scherben auf und trägt sie in eine Schneiderwerkstatt. „Tu mir den Gefallen,“ spricht er zu dem Meister, „und nähe mir die Stücke zusammen.“ Der Schneider verliert nicht die Fassung, sondern rafft einen Haufen Erde auf und spricht zu ihm: „Mach mir, bitte, einige Zwirnfäden daraus.“

5.

Ein anderer wiederum begegnet einem Jungen und gibt ihm Geld, um Eier und Käse einzukaufen. Wie er zurückkommt, fragt ihn der Athener: „Welcher Käse ist von einer weissen Ziege und welcher von einer schwarzen?“ Aber der Junge zeigt auf die Eier und spricht zu ihm: „Tu mir den Gefallen und sage du mir, der du ein alter Mann bist, welches Ei ist von der weissen Henne und welches von der schwarzen?“

6.

Ein Athener, der an den Naturwissenschaften Gefallen zu finden schien, tritt zu einem Priester von dem grossen Tempel in Jerusalem

und fragt ihn: „Wieviel Rauch gibt eine Ladung Holz?“ Der Priester antwortet ihm sogleich: „Wenn das Holz trocken ist, wird alles zu Rauch; wenn es aber nass ist, dann hast du ein Drittel Rauch, ein Drittel Asche und das andere Drittel verzehrt das Feuer.“

7.

Ein paar jüdische Jungen in Jerusalem hielten einen Athener zum Narren. Er ging in eine Schule, als der Lehrer fort war. Er legte ihnen Fragen vor, und sie antworteten. Nach einer Weile sagen sie zu ihm: Lass uns eine Abmachung treffen, dass wir der Reihe nach fragen, einmal du und das andere Mal wir, und wer nicht antworten kann, verliert seine Kleider.“

„Ich bins zufrieden.“ „So frage du zuerst, da du älter bist.“ „Nicht doch, fanget ihr an, da ihr Einheimische seid.“ „Gut, so erkläre uns folgendes: im neunten kommts heraus, im achten gehts hinein; zwei schenken ein, einer trinkt und 24 bedienen.“ Dem Armen wurde schwindlig und er wusste nicht, was er sagen sollte. So nahmen sie ihm denn seine Kleider weg. Aber der Reisende, der natürlich nicht mit dem Quersack auf der Schulter umherlief, geht hinauf in das Haus des Lehrers und spricht rot vor Scham und Zorn:

„Aber was für eine Unerzogenheit plagt die Kinder in diesem Lande, dass sie einem Fremdling, der hierher kommt, die Kleider fortnehmen, die er am Leibe trägt?“

Der Lehrer, der schon merkte, was los war, verbeisst sich das Lachen und fragt ihn: „Haben sie dir vielleicht eine Frage gestellt, die du nicht beantworten konntest?“ „Du hasts getroffen!“ „Und was war das für eine Frage?“ „Das und das haben sie mich gefragt, ein furchtbares Durcheinander.“ „So will ichs dir denn erklären und du kommst mit den Kindern in Ordnung. Neun Monate dauert es, bis die Mutter entbunden wird; am achten Tage kommt es in den Bund Abrahams; zwei schenken ihm ein, das sind die Brüste; und eins ist das kleine Kind, welches 24 Monate trinkt, solange das Säugen dauert.“

Da eilt er wie ein Vogel davon und bringt den Schülern die Antwort. Sie zeigten sich grossmütig und liessen ihn seine Blösse bedecken.

8.

Ein anderer Athener, der nach Jerusalem gegangen war, mühte sich dreieinhalb Jahre ab, um das Land zu verstehen und hatte kein Glück. Da entschloss er sich, fortzugehen, aber er wollte zuerst einen Sklaven kaufen. Man einigte sich um den Preis, er bezahlte und da erst bemerkte er, dass der Sklave auf einem Auge blind war. Er fängt also an zu schreien und sich zu beklagen.

„Du hast ein vorzügliches Geschäft gemacht,“ sagt zu ihm der Sklavenhändler; der Sklave, den du gekauft hast, ist äusserst gescheit und sieht so viele Meilen weit, dass mans kaum glauben kann.“

So kamen sie ins Freie. „Mach schnell,“ spricht der Sklave, „wenn du willst, dass wir die Karawane erreichen.“ „Was, eine Karawane ist vor uns?“ „Ja“, sage ich dir, „es ist ein einäugiges Kamel mit zwei Jungen im Leibe, mit zwei Schläuchen beladen, in

dem einen Wein und dem andern Essig, es ist vier Meilen von hier, und der Treiber ist einer von euch, ein Heide.“

„He, du Ausgeburd der steifnackigen Rasse, woher weisst du, dass das Kamel nur auf einem Auge sieht?“

„Ganz leicht, ich sah dass auf der einen Seite des Weges das Gras abgefressen, auf der andern Seite aber unberührt war, weil das Tier es nicht sah.“

„Mag sein, aber die beiden Jungen, wie bist du auf die gekommen?“ „Ich habe weiter hinten beobachtet, wie es geschlafen hatte, und da hatte es die Spuren hinterlassen.“

„Und woraus hast du geschlossen, dass es mit zwei Schläuchen beladen war, von denen der eine Wein, der andere Essig enthielt?“ —

„Auch das ist nicht sehr schwer: die Weintropfen, die aus dem einen auf den Boden fielen, sog die Erde sofort auf, und von dem Essig blieb der Schaum auf der Erde zurück“¹⁾.

„Gut, und die Entfernung, wie hast du die gemessen?“ „Wenn das Kamel läuft, dann, Herr, siehst du seine Fussspuren nur auf vier Meilen, niemals weiter.“

9.

Ein Athener, der sich ziemlich lange in Jerusalem aufgehalten hatte, machte sich einen Spass daraus, die Gesellschaft des Landes fortwährend zu verleumden. Das wurde in Jerusalem ruchbar und alle sprachen. „Wenn sich doch einer fände, der ihn uns zurückholte!“ Da trat einer vor und sprach: „Ich werde ihn holen und zwar mit geschorenem Kopfe.“

Er ging also nach Athen, und jener bewirtete ihn. Am Morgen gingen sie aus, um spazieren zu gehen. Da platzt ihm eine Sandale, und sie gehen in eine Schusterwerkstatt. „Nimm drei Drachmen,“ sagt der Jude „und bring' sie mir in Ordnung.“

Am nächsten Tage gehen sie wieder aus, und es platzt ihm die andere Sandale. Er zieht also wieder drei Drachmen heraus und bittet seinen Freund, sie zum Schuster zu bringen und sie ausbessern zu lassen. Da sprach der Athener: „Es scheint, dass die Sandalen bei euch teuer sind?“ „Jawohl,“ erwidert er, „sehr teuer.“ „Wieviel etwa zahlt ihr dafür?“ „Neun bis zehn Drachmen, und wir bekommen sie niemals billiger als für acht und sieben Drachmen.“ „Wenn ich also in eure Stadt komme mit dieser Ware, werde ich sie verkaufen?“ „Aber gewiss! Gib nur Acht, wenn du dort bist, dass du nicht in die Stadt kommst, ohne es mir vorher zu melden.“

Er zog also Gelder ein, kaufte Sandalen und vorwärts ging es nach Jerusalem. Bei seiner Ankunft macht er am Tore Halt und macht seinem Freunde Meldung. Der kam und sprach zu ihm: „Kennst du die neue Bestimmung? Ein Fremder mit ungeschorenem Kopf darf keine Waren in die Stadt zum Verkauf bringen.“

Jener denkt, dass es doch weiter nicht schlimm sein kann, sich seinen Kopf scheren zu lassen, wenn er nur seine Ware los wird. Wenn nur der Verstand da ist, die Haare kommen schon wieder, sogar mehr als nötig.

¹⁾ Vergl. Sanh. 104. Unsere „Mitteil.“ II S. 32 u. 75.

Vom Barbier geht es auf den Markt. Die Käufer waren gar nicht zu zählen. Da kommt einer und fragt: „Wieviel macht das Paar?“ „Zehn Drachmen.“ Der andere schneidet ein Gesicht. „Meinetwegen neun.“ „Aber es ist zu teuer.“ „Acht ist das wenigste.“ Da gibt ihm zum Schluss der Käufer mit den Sandalen ein paar auf seinen glänzenden Schädel und wirft sie dann in den Wagen. Dasselbe tut auch der zweite und dritte und alle übrigen Verschworenen.

Er hielt es nicht länger aus und ging zu dem Verräter, der ihm den Rat gegeben hatte: „So, das ist der Dank für alles, was ich dir angetan habe, während du in meinem Lande warst?“

„Geschieht dir ganz recht,“ erwidert der Jerusalemer, „in Zukunft merke dir, dass du meine Landsleute nicht verleumdend darfst!“

10.

Einer von Jerusalem ging in ein fremdes Land und wurde dort todkrank. Er ruft den Hausherrn, übergibt ihm sein ganzes Vermögen, das er bei sich hat und spricht zu ihm: „Wenn mein Sohn aus Jerusalem kommt und drei geistreiche Einfälle zeigt, so gib es ihm, aber ohne dies gib ihm nichts.“

Er kam in den Himmel, und seine Seele ruhte aus. Die Eingeborenen machten unter sich aus, wenn der Fremde käme, sollte niemand ihm das Haus zeigen. Nach Tagen kommt der Sohn an und sieht am Tore der Stadt einen mit Holz beladenen Bauern.

„Zu verkaufen?“ fragt er ihn. „Jawohl.“ „Gut, nimm soviel es sich lohnt und trage es in das Haus des so und so.“ Der Bauer lief und der Jerusalemer hinter ihm her, bis sie an das Haus kamen. Der Bauer klopft und sagt: „Herr, nimm diese Ladung Holz!“ „Aber hab' ich dir denn gesagt, das du mir Holz bringen sollst?“ „Sieh hier den jungen Herrn hinter mir, der hat es bezahlt, damit ich es dir bringe.“ Sofort machte er ihm auf und liess ihn hinein. „Wer bist du?“ „Ich bin hier mein Lieber, der Sohn dieses Mannes, der in deinem Hause gestorben ist.“ So nötigte er ihn zum Sitzen und zum Essen. Damit haben wir eins.

Der Hausherr hatte zwei Buben und zwei Mädchen. Zum Frühstück setzten sie ihm eine Schüssel mit fünf Hühnern vor, und der Hausherr bittet den Jerusalemer, die Portionen zu teilen. „Das ist nicht meine Sache,“ sagt dieser. „Aber ich will es, dass du uns Portionen machst.“ Er fing also an und bot ein Huhn dem Hausherrn und seiner Frau zusammen an, nahm noch eins und bot es den Buben an, das dritte gab er den Mädchen, und das Paar, das übrig blieb, legte er sich selbst vor. Sie assen und sprachen kein Wort. Und damit haben wir zwei¹⁾.

Es wurde Abend, und man setzte sich wieder zu Tische . . . Diesmal hatten sie eine fette und zarte Henne zu teilen. Nach dem gewöhnlichen „Schneide ab,“ „Aber es kommt mir nicht zu,“ „Aber ich will es,“ nahm der Gast das Messer und legte dem Manne den Kopf der Henne vor, der Hausfrau den Leib, jedem Sohn eine Keule, den beiden Töchtern die Flügel und für sich selbst behielt er den ganzen übrigen Körper.

¹⁾ Vgl. uns. „Mitteil.“ II S. 67.

Da tut der Hausherr, als verliere er die Geduld und spricht zu ihm: „Mit solchem Egoismus geht ihr bei euch vor? Das erstmal hast du schlecht geteilt, und ich hab geschwiegen, und jetzt machst du es wieder so.“

Da erwidert der Jerusalemer: „Aber ich hab dir doch gesagt, dass es nicht meine Sache ist. Und doch hör zu und du wirst sehen, dass meine Teilung vielleicht nicht schlecht war. Das erstmal brachtest du fünf Hühner, und ich habe aus dir, deiner Frau und einem Huhn eine Dreiheit gemacht; aus den beiden Buben und einem Huhn eine zweite Dreiheit; aus den zwei Mädchen und einem andern Huhn eine neue Dreiheit, und endlich ich mit den beiden letzten Hühnern wieder eine Dreiheit. So kamen gleiche Portionen heraus, und niemand kam zu kurz. Heute abend brachte man wieder die Henne, ich nahm den Kopf und gab ihn dir, der du das Haupt des Hauses bist, der Leib gebührte der Hausfrau, denn von ihr stammen die Sprösslinge des Geschlechts, die Keulen kommen den Jungen zu, denn sie sind wie die Säulen des Hauses, und was besseres als Flügel für die Mädchen, die schon schmachten, wenn die Stunde kommt, dass sie flügge werden, und euch „Lebewohl“ sagen? Ich bin zu Schiffe gekommen, und zu Schiffe fahre ich wieder fort, denn der Körper der Henne ist ein wahres Schiff.“

Alle hörten ihm mit offenem Munde zu. Die Mädchen erröteten, wie es die Sitte wollte, der Hausherr nickte der Mutter mit ironischem Lächeln zu, und die jungen Burschen streckten voll Stolz ihre Brust heraus, wer wohl zuerst die Braut beglücken würde, die für einen solchen Bräutigam passt. Aber der Gast nahm keine Notiz davon, weil sein Herz an eine Sulamitin hingegeben war, eine von denen, die zu seiner Zeit auch dem weisen Salomo gefallen hatten.

So sagte er nach einer Weile: „Jetzt hast du die drei Vergewisserungen, die du von mir erwartetest; gib mir also die Habe, die mein Vater in deinen Händen zurückgelassen hat.“ Und er gab sie ihm augenblicklich, und als es graute, sagten sie sich Lebewohl.

Die jüdischen Kultgegenstände im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe.

(Vgl. diese „Mitteilungen“ Heft 2.)

Von Direktor Prof. Justus Brinckmann.

1899, 280. Silberne „Jad“. Gerät des jüdischen Kultus, benutzt als Zeiger beim Lesen der „Thora“. Der mit einer Krone in plastischer, durchbrochener Arbeit als Knauf versehene Griff besteht aus einem flachen, schraubenförmig gedrehten Band mit gezahnten Rändern beider Knopfhälften, grenzt den Griff von einem runden, horizontal geringten Rohr ab, das seinerseits unter einer Zackenmanschette in einen Arm übergeht, dessen Hand den ringgeschmückten Zeigefinger deutend ausstreckt.

In den Ring ist ein kleiner Diamant gefasst. An den Kronenknauf ist mittelst S-Hakens eine doppelreihige Kette geschlossen. Auf einer der gedrehten Flächen des Griffes steht in hebräischer Schrift: „Und es war, als Mose seine Hände emporhob, da siegte Israel“. Exodus 17,11, Die punktierten Buchstaben ergeben das Jahr 1767. — Meisterzeichen: J. H. J. Beschauzeichen: Der Schwan mit der Krone um den Hals. — Länge ohne Kette: 0,300 m. Schleswig-Holstein 1767. Kommt aus Grevesmühlen in Mecklenburg, wo es in der jetzt aufgehobenen Synagoge in Gebrauch gewesen ist.

1900, 461. Jüdisches Beschneidemesser. Auf den Kultuszweck deutet die dünn geschliffene, zweischneidige, oben abgerundete Klinge. Ohne erkennbare Beziehung ist der Griff in Gestalt einer Kostümfigur der Mitte des 17. Jhdts. Gesicht, Schleifen, Hände und Aermelaufschläge in hellem, undurchsichtigem Bernstein, doch nur der Aufschlag des linken Aermels erhalten. Auf dem Kopfe ein silbervergoldeter, mit Filigran belegter Knopf, der mit einem nur teilweis erhaltenen Fuss über den Kopf der Figur griff. Zu oberst ein grösstenteils erhaltener roter Korallenweig und abschliessend ein kleiner silbervergoldeter Knopf. Der derb profilierte Klingenansatz vergoldet.

Das in der Sammlung Paul genannte Futeral nicht mehr vorhanden. Lg. 17,2 cm. Deutsche Arbeit des 17. Jhdts.

1905, 567. Silberne Jad mit Kette, Kugel mit Ansatz am unteren Ende, Kugel mit Ansatz in der Mitte und die Hand mit Ansatz und Weisstäbchen, das der Daumen und der ausgestreckte Zeigefinger halten, vergoldet. Zwischen Hand und Mittelkugel rundes gedrehtes, zwischen Mittel- und unterer Kugel sechsseitiges schlichtes Stück mit der Inschrift: Hagabaim (!) Talmud Thora (?) ben R. Jizchak Segal — Hagaba Meir ben R. Abraham — R. Hirsch ben Jizchak Kohen zedek — Weschajich lehekdesch ascher nodru wenodwu — R. Hirsch ben R. Leb — Ha — Chewra Kadischa de Talmud Thora Schenath 526 — Sichrono Librachia Poh Kehila Kadischa = Die Vorsteher der Talmudthora: Der Sohn des Isak Segal — Vorsteher Meir, Sohn des Abraham — Hirsch, Sohn des Ahroniden Isak. — Es gehört dem Krankenhaus, das der (Nachstehende) gespendet hat. — Hirsch, Sohn des Leb — Der heilige Verein der Talmudthora, Jahr 526. — Sein Andenken sei gesegnet! Die Vorsteher der Gemeinde hier. Das Jahr 526 ist = 1766.

Auf der Mittelkugel eine zweite Inschrift: Wehagabaim Salomon, Moses, Praesidenten = die Vorsteher Salomon, Moses, Praesidenten. Länge 36 cm.

1903, 30. Jüdisches Gebetbuch, Amsterdam , in silbernem Einband, durchbrochen, getrieben und ziseliert, auf Messingunterlage. Auf den Deckeln reiches Akanthusgerank mit grossen Blumen, in der Mitte ovaler, glatter Schild aufgeheftet. Auf dem Rücken Blüten tragende Akanthusranke. Schliessen gegossen und ziseliert: Blütenranke. Oben sind an die Deckel zwei Oesen gelötet. Auf der Innenseite der Deckel einerseits: 4 Stempel: von 2 Punkten begleiteter Stern, Beil (?), G (nach Angabe des Kunsthändlers Fränkel, Utrecht = Gouda) und Löwe (?) auf der anderen nur der Stern. Schnitt vergoldet und geprägt. Innen Titelholzschnitt. H. 20,5; Br. 13,2 cm. Gouda?? ca. 1670.

Das Gebetbuch selbst ist „5427“ (= 1667) bei Joseph Athias, Amsterdam erschienen. (Auskunft des Herrn Dr. Grunwald.)

1905. 690. Jad, silber-vergoldet mit Achatstiel. XVII. Jhdt. Die Hand, die den Aufzeigestab mit Daumen und Zeigefinger hält, ist durch ein dreikugeliges Ansatzstück und einen S-förmigen Rankenschnörkel mit dem Achatstiel verbunden. Der Knopf hat die Gestalt eines Pinienzapfens. Unterhalb des Pinienzapfens ist um den Knopf eine Zwinge gelegt mit Doppelöse für eine Schnur. Ganze Länge 14,2 cm.

1905, 576. Schofar aus der Klaus in der Marienstrasse in Hamburg. Mit altem Etui. Der flache, aus dem Horn einer Ziegenart geschnittene Schaft des Schofar verbreitert sich gegen das flache, rechtwinkelig aufwärts gebogene Schallstück. Vor der Biegung des Hornes am Schaft ein ausgearbeiteter ornamentierter Gurtstreifen, unterhalb der im geschwungenen Profil abgeschnittenen Schallöffnung und dem Schaft eingeschnittenen Gurt- bzw. Bandornament mit ausgebohrten runden Vertiefungen. An der Vorderseite unterhalb der Schallöffnung eine aus dem Horn geschnittene Oese. — Das alte hölzerne Etui ist innen mit rotem Stoff, aussen mit Leder und mit Stempelpressung verziertem braunem Papier überzogen.

Länge des Schaftes bis zum Gurtansatz: 46 cm. Ganze Länge des Horns ohne die Oese 54,5 cm.

Das Horn wird gebraucht beim Neujahrs- und Versöhnungs-Fest der Juden.

1905, 684. Silberne jüdische Geburtsmedaille mit angelöteter Oese. Beiderseits hebräische Inschrift: Gesegnet sei das Kind, es soll Gnade haben vor Gott und allen Kindern Israels. 4. des Monats Adar.

In einem mit rotem Leder überzogenen Etui. Am Rande des Deckels schmale eingepresste Kante, Dreiblatt abwechselnd mit vierblättriger Blüte. Durchm. 4,2 cm.

Jüdische Museen und Jüdisches in Museen.

Reiseeindrücke.

Von Dr. S. Weissenberg, Elisabethgrad.¹⁾

Eine Reise nach Basel als Delegierter des VII. Zionistenkongresses gab mir willkommene Gelegenheit, mich überall dort, wohin mich mein Rundreisepass führte, nach jüdischem Leben und jüdischen Denkmälern umzuschauen. Es war leider nicht viel, was ich in mein Notizbuch aufnehmen konnte, denn erstens suchte das finstere Mittelalter, von religiösem Wahn befangen, alles Jüdische gründlich zu zerstören, während zweitens das neuzeitliche Judentum, von dem nicht minder gefährlichen Wahn der Assimilation besessen, dem Übriggebliebenen keine Achtung schenkte. Erst die allerneueste Zeit, die von den Führern „jüdische Renaissance“ genannt wird, verstand es, die

¹⁾ Ich erkläre mich mit einigen hier vertretenen Anschauungen nicht einverstanden, glaubte jedoch mit Rücksicht auf die edle Absicht des Herrn Verfassers sie in den „Mitteil.“ wiedergeben zu dürfen.
Der Herausgeber.

spärlichen Reste der Kunst- und geschichtlichen Denkmäler der Vorzeit zu sammeln, sowie die jüdische Volkskunde überhaupt zu kultivieren. So sehen wir „jüdische Museen“ in Hamburg¹⁾, Wien und Frankfurt a. M. entstehen, deren segensreiches Wirken nicht ausbleiben und für die Zukunft bestimmend sein wird.

Die schweizerischen Museen bergen herzlich wenig Jüdisches. In Basel selbst fand ich im historischen Museum nur eine Chanukkahlampe aus Zinn und mehrere jüdische Grabsteine. Dafür ist aber Basel reich an Judenschädeln, deren die anatomische Sammlung 12 zählt. Es ist die grösste an einem Orte vereinigte Kollektion, denn Judenschädel sind sehr selten. Sie stammen aus einem beim Bau des anatomisch-physiologischen Instituts aufgedeckten jüdischen Gottesackers aus dem 13. und 14. Jahrhundert und sind von J. Kollmann beschrieben (Verh. der Naturforschenden Ges. in Basel, VII. Teil, 3. Heft, 1884). Charakteristisch für die damaligen Verhältnisse ist die Grösse oder richtiger die Kleinheit des Friedhofes, dessen Breite etwa 10 Meter bei doppelter Länge betragen haben soll. Im grossartigen Schweizerischen Landesmuseum in Zürich fand ich nur eine Hagadahschüssel und sonst nichts, was mit dem Judentum in irgend welche Beziehung gebracht werden konnte. Und dennoch waren die Juden im Leben des alten Schweizerlandes ohne Zweifel ein gewisser integrierender Faktor und nur die blinde Zerstörungswut des Fanatismus der Feinde war im stande, jegliche Spur ihres ehemaligen Daseins zu verwischen. Die Rache dafür war, dass der Jude Bloch in Luzern das bekannte Friedensmuseum erbaute. Übrigens ist die Liberalität des braven Schweizervolkes nicht ganz ernst zu nehmen, denn das Schächtverbot ist doch im Grunde genommen nur eine böse Chikane gegen die Juden und nicht Ausfluss der reinen Humanität oder gar des selbstlosesten Wohlwollens den Juden gegenüber, um sie nämlich der schweizerischen Kultur voll teilhaftig werden zu lassen, wie es mir ein schweizerischer Jude klar machen wollte. Ein solcher Gedanke kann aber nur im Kopfe eines Hofjuden nach altem Schnitt entstehen. Der Schweizer selbst legt sich die Sache viel einfacher aus und zwar ebenfalls nach altem Muster, nämlich: der Jude wird verbrannt. Der Unterschied ist, dass man im Mittelalter den Juden wirklich verbrannte, jetzt dagegen räuchert man ihn allmählich, aber gründlich aus. Was ist humaner? — Eine Schulfrage des 20. Jahrhunderts.

Von der Schweiz zur Weltausstellung nach Lüttich in weniger als 24 Stunden! So weit hat es schon das verflossene Jahrhundert gebracht, ob zum Segen, ist eine andere Frage. Uns Juden gereicht diese kolossale Transport-Geschwindigkeit vielleicht einstmals zum Fluche. Denn auch früher gejagt und vertrieben, wanderten wir nur von Land zu Land und blieben schliesslich doch in enger Gemeinschaft auf verhältnismässig kleinem Teile der Allwelt. Wer kann uns aber jetzt dafür bürgen, dass wir in den Juden Nord- und Süd-Amerikas,

¹⁾ Der Plan dieses Museums war bereits 1896 vollständig entworfen (vgl. „Aufruf“ und „Fragebogen“ sowie jetzt Maretzki, Die deutsche Grossloge (U. O. B. B.) Berl. 1907). Aus diesem Museum sowie der schon weit früher von Herrn Prof. Brinckmann im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe angelegten Sammlung jüd. Kultgegenstände (vgl. „Mittel.“ II und XXIII) hätte der Herr Verfasser günstige Eindrücke gewinnen können. Dr. Gr.

Australiens und Afrikas nicht zum zweitenmal wieder zehn Stämme verlieren! Wenn schon in Europa der nationale Sinn der Juden so reduziert ist, dass eine Weltausstellung nichts Jüdisches bietet, so kann diese Reduktion irgendwo in Australien leicht bei Null anlangen. Verzeihung! Ich hätte beinahe zu erwähnen vergessen, dass ich noch in Lüttich etwas Altväterliches fand, und zwar waren es anmutige aber nach einer Schablone gearbeitete Chanukkahlämpchen auf der holländischen Abteilung. Zieht man dabei die vielen jüdischen Namen, die dem Besucher auf Schritt und Tritt begegneten, in Betracht, so tut es einem wirklich herzlich leid, dass diese Juden so wenig jüdisch gesonnen waren, dass sie nicht mal ein jüdisches Thema wählen wollten. Und was ist der Lohn für diese Unterwürfigkeit und Nachäffung? Europa pflückt die Rosen, die unser Schweiss erzogen, und uns bleiben die Dornen. Es fällt mir dabei eine Episode aus meiner Lernzeit ein. Bei Erklärung irgend einer Operation sagte der teutonophyle Herr Professor wörtlich: „Diese Operation ist ein Produkt echt deutschen Schweisses“ und donnerte dabei zu meiner Ueberraschung einen nicht nur echt deutschen Namen heraus, sondern einen solchen, über den deutscherseits, besonders in letzter Zeit, viel geschmäht wurde. Es handelte sich um den seinerzeit berühmten Chirurgen Heine, den Bruder des trotz aller Angriffe noch immer berühmten Lyrikers Heine. Der Herr Professor vergass selbstverständlich hinzuzufügen, dass dieser echt deutsche Schweiss nicht minder echten jüdischen Schweissdrüsen entströmt war. Wir wollen aber hoffen, dass in Zukunft die Juden sich ihres Schweisses nicht mehr schämen werden und dass die nächste Weltausstellung auch eine jüdische Abteilung aufweisen wird.

Von Lüttich führte mich mein Reiseplan nach Düsseldorf, wohin mich die Sehnsucht trieb, den Mann kennen zu lernen, der in den letzten Jahren so viel dazu beigetragen hat, dem Gedanken, jüdische Kunstdenkmäler zu erforschen, feste Basis zu verleihen. Es ist Heinrich Frauberger, Direktor des Gewerbemuseums, seltsamer- und beschämender Weise ein Christ. Er kam ganz zufällig auf diese Idee, deren Geburt er folgendermassen schildert:

„Gegen Ende des Jahres 1895 wurde ich ersucht, bei der Beschaffung eines Entwurfes zu einem Umfassungsgitter¹⁾ für ein jüdisches

¹⁾ Bereits aus dem Jahre 1895 stammt ein Fragebogen der Hamb. Gesellschaft, von dem wir hier ein Bruchstück wiedergeben.

Italienisch:

All' Egregio Sig. Segretario della Comunità Israelitica

Il sottoscritto, facendo degli studj sull' architettura dei tempj israelitici, si permette di pregare la S. V. a favorirgli in prestito delle fotografie della sinagoga di codesta città oppure, se questo non fosse possibile, a voler rispondere alle seguenti domande:

1) Il tempio (opp. i tempj) di codesta Comunità israelitica è costruito o no secondo uno stile determinato ossia secondo un certo modello o principio?

2) Vi sono decorazioni architettoniche oppure ornamentali?

3) Quando è stato fabbricato il tempio israelitico (o i tempj) oppure quando la sua architettura ha subito cambiamenti?

Ringraziandola anticipatamente
mi dico

Dño

.....

Grab behilflich zu sein. Als ich den Architekten bat, bei seinem Entwurfe jüdische Symbole zu verwenden, erklärte er, dass er keine kenne. Eine Verweisung an die reiche Vorbildersammlung des Düsseldorfer Kunstgewerbemuseums hatte nur den Erfolg zu zeigen, dass sie nach dieser Richtung eine empfindliche Lücke hatte. Nach Tausenden zählten die Vorlagen für die katholische und evangelische Kirche. Sehr reich war sie an Vorbildern für den mohammedanischen und buddhistischen Kultus, obwohl weder Mohammedaner noch Buddhisten am Rheine wohnen; für die im Rheinland und Westfalen wohnenden Juden war dagegen nicht gesorgt; nur 5 Blätter (unter 30000) stellten ältere Synagogen dar.“

So verwaht lagen also noch die Dinge etwa zehn Jahre zurück. „Immer mehr festigte sich bei mir der Plan, erzählt Frauberger weiter, durch eine gründliche Untersuchung über die Plätze, an denen sich alte Reste jüdischer Kunst vorfinden, Kenntnis von dem noch vorhandenen Materiale zu gewinnen, durch photographische Aufnahmen und Zeichnungen Illustrationsstoff zu beschaffen und in einem grossen Vorlagenwerke einen Formenschatz jüdischer Kunst der Allgemeinheit zugänglich zu machen.“

Im Frühjahr 1897 wurde auf Veranlassung Fraubergers „Die Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler“ in Frankfurt a. M. gegründet, die seitdem vier prächtige inhaltsreiche Bände ihrer Mitteilungen erscheinen liess. Schon das Aeussere dieser Mitteilungen ist gewinnend: der blauweisse Einband, der Davidsschild oder die segnenden Hände auf dem Lesezeichen sagen schon etwas dem jüdisch Fühlenden. Die Ausstattung der Mitteilungen ist beinahe verschwenderisch zu nennen und macht der Opferwilligkeit der Gesellschaft Ehre. Der Inhalt sämtlicher Bände ist von Frauberger selbst verfasst und handelt über:

I. 2. Zweck und Ziel der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler zu Frankfurt a. M. Mit 23 Abb. Oktober 1900.

Spanisch:

Ilmo Señor Secretario de la corporacion israelitica

Hallandome actualmente ocupado con unos estudios quisiera rogar à V. de indicarme los dibujos que tiene à disposicion de las iglesias de su culto o de hacerme el favor de contestar à las signientes preguntas:

- 1) Está construido su templo segun un plan ú estilo determinado?
- 2) Hallause en ellos particulares ornamentos arquitectónicos?
- 3) Cuando ha sido construido ó cuando se remodernó ó volvió à hacerse el templo?

Dándole à V. mis gracias anticipadas me suscribo

Servidor de V.

Im übrigen weisen wir gerade für Grabgitter auf die herrlichen Proben auf dem Mailänder Friedhof hin. Es finden sich dort in Marmor wie in Schmiedeeisen prachtvoll stilisierte Menora's, während der Davidsschild sich nur einmal — auf der christlichen Abteilung! — zeigt (vgl. Grunwald „Ein altes Symbol in neuer Beleuchtung“ im Jahrbuch f. jüd. Gesch. u. Lit. 1902). Dr. Gr.

²⁾ S. 30 ist zu lesen: Sammelteiler für Purim (nicht: Sederfest), S. 23. Ketubboth.

II. Über Bau und Ausschmückung alter Synagogen. Mit 44 Abb. Oktober 1901.

III./IV. Über alte Kultusgegenstände in Synagoge und Haus. Mit 151 Abb. Oktober 1903.

Im grossen und ganzen sind die Mitteilungen ein Bilder- und Nachschlagewerk ersten Ranges und für jeden Forscher auf dem Gebiete der jüdischen Kunst und Volkskunde unentbehrlich.

Leider war Herr Frauberger abwesend, aber der, wie es scheint, in alle Geheimnisse des Gewerbemuseums sowie seines Direktors eingeweihte und dennoch sehr bescheidene Hausmeister zeigte mir die Schätze der Frankfurter Gesellschaft, die im Düsseldorfer Kunstgewerbemuseum einstweilen aufbewahrt werden. Die schönsten und kostspieligsten Sachen waren leider verschlossen, aber auch das, was ich zu sehen bekam, zeugt von grosser Energie und Arbeitslust sowie freudigem Opfermut seitens der Leiter der Gesellschaft. In verhältnismässig kurzer Zeit wurden mehrere Hunderte wertvoller Gegenstände und Büsten erworben, sowie eine wohl einzig dastehende Sammlung von etwa 1500 Vorlagen hergestellt. Der jungen Gesellschaft ist „ein fröhliches Gedeihen“ zuzurufen und ihre Leiter dürfen des Dankes sicher sein.

Inwiefern die Düsseldorfer Juden das Gedeihen der Frankfurter Gesellschaft gefördert haben, kann ich nicht feststellen. Dass aber ihr nationaler Sinn und Selbstbewusstsein noch nicht auf der nötigen Höhe stehen, ist uns deutlich genug daraus geworden, dass sie nichts für die Erinnerung an ihren zwar unglücklichen und viel geschmähten, aber trotzdem unsterblichen Volksgenossen, den in Düsseldorf geborenen Heinrich Heine getan haben. Und dennoch wäre es ihrerseits eine Pflicht der Pietät. Denn wer sonst sollte sich um die Wiege des an seinem Lebensabende reumütig zum Judentume zurückgekehrten Dichters kümmern?

In Düsseldorf sein und Heines Geburtshaus, das ich mir in der Phantasie herrlich ausgeschmückt hatte, nicht zu sehen, schien mir ein Verbrechen zu sein. Es fiel mir aber schon schwer, das betreffende Haus zu finden, da man mich von Strasse zu Strasse wies, weil niemand ordentlich wusste, wo eigentlich das Heine-Haus liege. Und als ich es endlich fand (Bolkerstrasse 53), wurde mir auch der Grund dafür klar. Das Haus trägt nämlich keine entsprechende Aufschrift. Das Vorderhaus bewohnt jetzt ein Metzger, dessen Bursche so liebenswürdig war, mich in das eigentliche Heine-Haus, das im Hofe steht, zu führen. Ich ging eine schmutzige Treppe hinauf, klopfte an und befand mich in einer noch schmutzigeren unfreundlichen kleinen Arbeiterwohnung, die man mir als Geburtsstätte Heines bezeichnete, die aber nicht ein mal ein Heine-Porträt zierte. Beklommenen Herzens und tief beschämt ging ich hinaus. Unwillkürlich kamen mir die prophetischen Worte des Dichters in den Sinn:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Es gibt übrigens doch in Düsseldorf eine Erinnerung an Heine, es ist eine Postkarte mit drei Ansichten (Proträt, Vorderhaus und eigentliches Geburtshaus), die im Metzgerladen unentgeltlich verteilt wird. Es muss dem generösen Stifter überlassen werden, zu entscheiden, ob dies aus Heine-Pietät oder Geschäftsreklame geschehe.

Und nun den herrlichen Rhein von Köln bis Mainz hinauf. Die Rheinufer waren es wahrscheinlich, wo die Juden zuerst deutschen Boden betreten haben, und zwar mit den römischen Legionen zusammen, und dennoch birgt die Rheingegend kein jüdisches Denkmal, dessen Alter in das frühe Mittelalter reiche, geschweige aus noch älteren Zeiten. Die braven Krenzfahrer schienen mit allem, was jüdisch war, ob Mensch oder Haus, gründlich aufgeräumt zu haben. Ueberhaupt wurden die lockenden und blühenden Rheinufer nicht selten mit unschuldigem jüdischen Blute gedüngt. Manch schöne Sage wird dort von jüdischer Standhaftigkeit und jüdischem Heldenmut erzählt, während aber die allgemeinen Rheinsagen in verschiedenen Sprachen auf jedem Schiffe und in jeder Buchhandlung zu haben sind, suchte ich vergebens nach einer Sammlung rein jüdischer Sagen. Eine solche Sammlung könnte viel zur Stärkung der wankelmütigen, modernen Geschlechter beitragen, müsste aber gratis in jedes Haus und zwar in geschlossenem Umschlag zugestellt werden; denn die Zeiten, wo sich Juden um jüdische Bücher interessierten, sind längst vorbei. Wenigstens klagte mir gegenüber ein Berliner jüdischer Buchhändler, dass er in Deutschland fast nichts absetze, die meisten Kunden hätte er in Russland und Amerika.

Ein kurzer Abstecher führte mich nach Friedberg zur Berücksichtigung der altehrwürdigen Mikwah, um deren Erhaltung die Frankfurter Gesellschaft sich sehr verdient gemacht hat.

Im Germanischen Museum zu Nürnberg, wo nach strengem Plan alles zusammengetragen ist, was auf deutschem Boden seit der ältesten Steinzeit bis auf die Neuzeit an Kulturerzeugnissen gefunden wurde, hoffte ich, auch manches Jüdische zu finden, überzeugte mich aber gar bald, in meiner Hoffnung betrogen zu sein. Davon zu geschweigen, dass das Museum, obgleich es in das Minutiöseste geht, keine jüdische Abteilung aufweist, ist die Zahl der im ganzen Museum zerstreuten jüdischen Gegenstände fast gleich Null. Ein Thoravorhang, eine Seder-schüssel und vielleicht noch etwas, was ich nicht speziell notiert habe, — das ist alles, was ich gefunden habe. Und doch wird niemand leugnen, dass die Juden im Kulturleben Deutschlands eine gewisse Rolle gespielt haben, ob positive oder negative bleibt sich gleich, und diese ihre Rolle zur Schau zu tragen ist eine Pflicht eines germanischen Zentralmuseums. Die Leitung des Museums scheint sich dessen bewusst zu sein, indem sie jüdische Gegenstände erwirbt. So fand ich unter den „neuen Zugängen“ auch ein jüdisches Stück. Es scheint aber nicht planmässig genug darauf hingearbeitet zu werden, eine selbständige jüdische Abteilung zu schaffen. Möglich, dass es dem Museum an dazu gehörigen Mitteln fehlt, nicht aber der gute Wille oder das Verständnis dafür. Es wäre deshalb eine Ehrenpflicht der Nürnberger Judenheit, hier mit Tat und Rat einzugreifen und so dem beschämenden Zustande abzuhelpen. Wie manches im Museum vielleicht sogar von Juden gestiftet worden ist, so können sich die

Juden einmal auch eine wirklich echt jüdische Stiftung gönnen. Dazu fehlen nicht die Mittel, sondern der Sinn für wahren Ahnenstolz; denn stolz müssen die Juden schon darauf sein, dass sie noch überhaupt existieren und dabei nicht die letzte Geige spielen. Wir haben zwar nur zweifelhafte moderne Adelsgeschlechter, aber jeder Jude des Mittelalters war ein Held, des schönsten Wappens wert, und die Nürnberger Juden gingen in manchem voran, wie es ihr Memorbuch erzählt¹⁾.

Auf der Reise nach München hielt ich mich kurz in Regensburg auf, um die dort im Ulrichs-Museum, wie mir aus einer früheren Reise bekannt war, aufbewahrten jüdischen Schädel zu messen. Ich fand hier viel mehr, als ich erwartete. Aber manches, was ich gesehen habe, blieb für mich unaufgeklärt, da Prof. Steinmetz, an den ich Empfehlungen hatte, verreist war. Eigentliche Judenschädel fand ich nur zwei, dagegen birgt die Stadt viele Erinnerungen an die Vertreibung der Juden aus Regensburg im Jahre 1519, wobei der jüdische Friedhof zerstört wurde. Zur Erinnerung an diese glorreiche Tat schmückten die damaligen Regensburger ihre Häuser mit jüdischen Grabsteinen, ein Ideengang, der noch jetzt bei manchen Wilden zu beobachten ist, die ihre Hütten mit den Köpfen der erschlagenen Feinde oder ihnen angehörigen Sachen und Waffen schmücken. Solche eigentümliche, dem damaligen Geschmacke entsprechende Verzierungen sind an folgenden Häusern zu sehen: 1. im Hofe des Hauses des Herrn Sigmund Uhlefelder jun.; 2. im Gange der Invaliden- und Krankenkasse, Neue Waaggasse; 3. am Emerans-Platz, Haus C 135 (Abb. 1); 4. Vor der Grieb, Ecke Waaggässchen, in der Höhe des 3. Stockes, und an manchen anderen. Ein Grabstein steht, von einem Holzgitter umgeben, in der Mitte eines Platzes, der „am Judenstein“ genannt wird. Viele Grabsteine werden im Ulrichs-Museum aufbewahrt. Dort sind auch vielleicht die einzigen noch erhaltenen mittelalterlichen Reste jüdischen Hausgeräts in Form von Krügen, Leuchtern und viereckigen Töpfen zu sehen (Abb. 2, 3 u. 4). Ueber die Provenienz der letzteren, sowie über den Platz am Judenstein brieflich befragt, war Prof. Steinmetz so liebenswürdig, mir Folgendes zu antworten, wofür ich ihm auch an dieser Stelle bestens danke.

„Eine Sage, Legende u. dergl. vom „Judenstein“ gibt es meines Wissens nicht; in älteren Werken findet sich auch kein Grund erwähnt, warum dieser Stein auf dem öffentlichen Platz aufgestellt ward.

¹⁾ Ein Herr M. Messerer. Nürnberg, bietet zum Kauf ein jüdisches Altertum an. Es ist dies ein kronenförmiger Aufsatz eines Gesetzesschranks der ehemaligen alten Nürnberger Synagoge, der sogenannte Judenstein, der sich in seinem Haus, Wunderbergstr. 1105 seit dem 13. Jahrhundert befindet. Dieser kronenförmige Aufsatz trägt die vergoldete hebräische Inschrift Kether thorah (Die Krone des Gesetzes). Bei der Vertreibung der Juden aus Nürnberg 1499 ist als einzige Rest der alten 1349 verbrannten Synagoge dieser Stein geblieben, von dem die Chronik sagt: „Dieser Stein ist nach den Juden geblieben, als sie wurden von Nürnberg vertrieben von Haus, Hauf und Gassen fürwahr im Tausendvierhundertneunundneunzigsten Jahr“. (Vgl. Würfel, hist. Nachrichten usw. S. 55). Dieser Aufsatz besteht aus einem mit Krabben und Kreuzblumen versehenen spätgotischen Kielbogen in einer rechteckigen Ueberdrehung. Das Ganze in Sandstein stammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Dr. Gr.

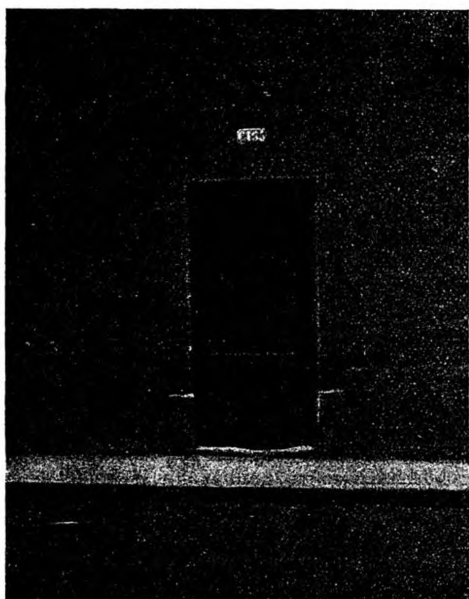


Abbildung 1.



Abbildung 3.

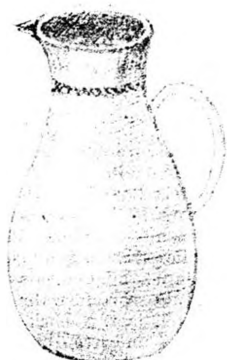


Abbildung 2.

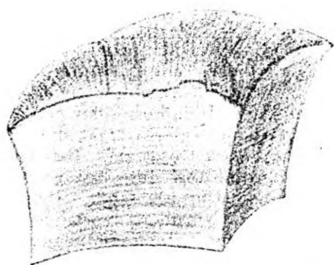


Abbildung 4.

Vermutlich stammt auch er aus dem 1519 zerstörten jüdischen Friedhof, wie die sämtlichen hier an den Häusern noch vorhandenen Grab-schriften. Der speziell von Ihnen erwähnte im Haus der Invaliden-Kasse ist von einem Wappen begleitet, mit der Jahreszahl 1531. Die in der Ulrichskirche in dem gleichen Schrank wie die Judenschädel verwahrten Gefässe wurden gefunden in den noch vorhandenen Keller-resten oder Versitzgruben von Häusern auf dem Neupfarrplatz, der bis 1519 die Judenstadt trug. Es sind mittelalterliche Krüge, viereckige Schüssel und Leuchter oder Deckel.“

Viel mehr wusste mir der Synagogendiener vom Judenstein zu erzählen. Es soll der Grabstein (und Begräbnisort?) des bekannten Regensburger Wundertäters Jehuda he-Chassid sein, dessen Leben und Wirken reichen Stoff zu vielen Legenden gegeben hat. Einst des Steines überdrüssig, entfernten ihn die Regensburger von seinem Platz in der Mitte der Stadt, fanden ihn aber am nächsten Morgen ganz unversehrt am ursprünglichen Orte wieder. Dadurch von der wunder-tätigen Kraft des Rabbi Jehuda auch nach seinem Tode überzeugt, liessen seitdem die Regensburger den Stein in Ruhe.

Grabsteine vom jüdischen Friedhofe in Regensburg wurden weithin verschleppt. So sollen nach Aussage desselben Synagogendieners zwei solcher Steine in die Rathausmauer von Cham eingelassen sein, auch sind Grabsteine an manchem Gebäude in Kehlheim zu finden. Leider konnte ich diese Angaben nicht kontrollieren, sowie auch die Aussage, dass in Burg Weinting sich Ruinen von einer alten Synagoge mit jüdischer Inschrift erhalten haben.

Die Regensburger Synagoge wurde schon mehrmals beschrieben und abgebildet und ich würde sie nicht erwähnt haben, wenn im Hofe derselben nicht eine schöne, im gotischen Stil gehaltene grosse Menorah aufgestellt wäre, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil in der Synagoge wegen Raummangels kein Platz für diese zu finden sei. Möchte sich doch irgend ein Museum erbarmen! Sie stammt aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und wäre eine Zierde der oben geplanten jüdischen Abteilung des Nürnberger Museums.

Das teutonische Gan-Eden, die Walhalla, befindet sich bekanntlich bei Regensburg, und zwar oberirdisch und jedermann zugänglich. Vergebens sucht man aber dort nach jüdischen Teutonen, es fehlt sogar ein Mendelssohn, der den deutschen Juden die Bibel verdentscht, für die Teutonisierung derselben überhaupt gewaltig gearbeitet hat, und ausserdem ein beredter Verfechter der Idee des Olam habba war. Die Walhalla war übrigens rein katholisch geplant, es gelang aber dem deutschen Kaiser, und zwar nicht ohne Mühe, den Ketzler Luther hineinzubringen. Obgleich die Nachkommen Mendelssohns gute Lutheraner sind, wird es doch niemandem einfallen, für ihren berühmten Vorfahren die Walhalla zu erobern. Einmal auf dem Assoziationswege bei Luther und Mendelssohn angelangt, ist vielleicht ein Bedauern erlaubt, dass Moses Mendelssohn durch seine Nachkommen verleugnet ward, während z. B. ein Anselm Rothschild, der seinen Nachkommen Treuhalten am jüdischen Banner einflössen konnte. Wie wäre es mit den Lutheranern, wenn Luthers Nachkommen katholisch würden?

Das mustergültige bayerische Nationalmuseum in München birgt

in Saal 72 drei Schränke (9, 10 und 11)¹⁾ mit „Gerätschaften für den öffentlichen und privaten Gottesdienst der Israeliten“, darunter sehr schöne Gegenstände, von denen einige bei Frauberger abgebildet sind. Ist die Sammlung vom jüdischen Standpunkte auch bescheiden zu nennen, so ist sie doch m. W. die grösste in einem deutschen Museum ausgestellt. Aber wie wenig Aufmerksamkeit die Leitung den ausgestellten Gegenständen schenkt, ist daraus zu ersehen, dass die Wimpel als „gestickte und bemalte Bandstreifen, als Hülle für das die Synagoge zum erstenmal besuchende Kind“, erklärt werden. (Führer 1905, S. 132.)

Und nun nach Wien, dem Endziel meiner Reise. Das Bedürfnis, ein besonderes jüdisches Museum zu gründen, wurde in Wien ziemlich früh empfunden. Schon zu Anfang des Jahres 1893 war dort eine Anzahl von Männern zusammengetreten, die sich als vornehmstes Ziel die Gründung eines Museums gesetzt haben, in welchem die historischen Denkmäler, sowie die Erzeugnisse der Literatur, Kunst und Wissenschaft, insoweit sie auf die politische und die Kulturgeschichte der Juden Bezug haben, gleichviel ob sie von Angehörigen des Judentums oder von solchen anderer Völker stammen, gesammelt und aufbewahrt werden sollen. Diese Männer verdienen es wohl, dass ihre Namen auch hier mit Dankbarkeit genannt werden. Es waren: Abraham Epstein, Privatgelehrter; Max Fleischer, Architekt; Ludwig August Frankl v. Hochwart, Dichter und Schriftsteller; Theodor v. Goldschmidt, Baurat; Carl Grünhut, Univ.-Prof.; David Heinr. Müller, Univ.-Prof.; Adam Politzer, Univ.-Prof., Adolf v. Sonnenthal, Hofschauspieler; Adolf Stein, Advokat; Wilhelm Stiassny, Baurat, und Sigmund Taussig, Oberbaurat. Das Museum wurde im November 1895 eröffnet, nachdem am 20. Februar 1895 die Konstituierung einer entsprechenden Gesellschaft genehmigt worden war, die sich etwas langatmig „Gesellschaft für Sammlung und Konservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums“ benennt. Wenn auch die Frankfurter und die Wiener Gesellschaften beide dieselben Ziele verfolgen, so lässt sich doch nach Besichtigung beider Museen feststellen, dass sie verschiedene Wege betreten haben, die aber nicht auseinandergehen, sondern konvergierend sich gegenseitig vervollständigen. Augenblicklich lässt sich wenigstens sagen, dass beide Gesellschaften verschiedenen Zweigen ihres Programms ihre Hauptaufmerksamkeit widmen, indem nämlich die Frankfurter Gesellschaft ihr Augenmerk hauptsächlich auf die verschiedenen Kunstdenkmäler gerichtet hat, was die oben erwähnte prächtige Vorlagensammlung bezeugt, während die Wiener Gesellschaft, ähnlich der Hamburger Gesellschaft, ihre ganze Aufmerksamkeit den volkswissenschaftlichen und historischen Denkmälern widmet. Nicht zum wenigsten ist diese verschiedene Richtungsweise den verschiedenen Lieblingsbeschäftigungen der Leiter beider Gesellschaften zuzuschreiben, aber, wie gesagt, beide vervollständigen sich in der glücklichsten Weise, indem sie zwar ein Ziel verfolgen, doch in verschiedene Gebiete gehörige Gegenstände zur Anschauung bringen.

Das Wiener „Jüdische Museum“ (Praterstrasse 23) verfügt jetzt

¹⁾ Wir hoffen, in kurzem ihr Verzeichnis vorlegen zu können. Dr. Gr.

nach zehnjährigem Bestehen über mehr als 3000 Gegenstände¹⁾, — eine nicht nur schöne, sondern auch höchst lobenswerte, von viel Energie und Umsicht zeugende Leistung, insbesondere wenn die ungünstigen inneren Verhältnisse im heutigen Oesterreich berücksichtigt werden. Ich muss aber leider hier auch auf einige Mängel hinweisen. Diese Mängel sind innerer und äusserer Natur. Was die ersteren anbelangt, so ist zu beanstanden, dass Gegenstände, die zusammengehören, nicht nur auf verschiedene Schränke, sondern auf verschiedene Räume verteilt sind. In der Aufstellung fehlt, wie es scheint, irgend ein leitendes Prinzip, wodurch die Uebersichtlichkeit verloren geht. Hierzu tragen die wenig praktischen Schränke viel bei. Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, als ob denjenigen Herren, denen die Aufstellung obliegt, die rechte Zeit dazu mangle. Der Raum aber, wo ein „jüdisches Herz“ wirklich ausruhen und an dem es Gefallen finden kann, ist die von Isidor Kaufmann erbaute „gute Stube“. Es überkommt einen ein wehmütiges Gefühl über die nie mehr wiederkehrende schöne, gute, alte Zeit; man fühlt sich in seine Kinderjahre versetzt und man schaut sich unwillkürlich um, die Grosseltern suchend, um, ihnen „a guten Schabbes“ zu wünschen.

Seltsamerweise ist das Museum während der Sommerferien geschlossen, wodurch es nach aussen viel an Wert verliert. Gerade zu einer Zeit, wo Wien am meisten von russischen, galizischen und rumänischen Juden besucht wird, bleibt das Museum unzugänglich. Es schmälert sich auf diese Weise selbst den Kreis seiner Verehrer und Gönner, davon ganz zu geschweigen, dass manchem erst dann die Wichtigkeit der jüdischen Volkskunde und einer jüdischen Sammelstätte klar wird, wenn er ein Museum besucht hat. Wodurch diese neue Massregel hervorgerufen wurde, ist mir unklar.

Vielleicht lassen sich aber diese Mängel ganz einfach dadurch erklären, dass der Gesellschaft die nötigen Mittel fehlen. Das mehr als bescheidene Einkommen der Gesellschaft wird beinahe ganz von der Miete verschlungen, und da einstweilen die reichen Juden oft eher bereit sind, einen Kirchenbau als ein jüdisches Museum zu unterstützen, so ist es doch Pflicht der Gemeinde, solche im wahrsten Sinne nationale Einrichtungen kräftig zu unterstützen und ihnen zum Gedeihen zu verhelfen. Ist es denn ganz unmöglich, einem jüdischen Museum in Wien von Gemeindewegen eine passende Stätte zu finden? Einstweilen ist doch noch nicht viel Raum dazu nötig und ein Nebenthau oder irgend ein anderer Gemeinderaum könnte dazu verwendet werden. Auf diese Weise bedeutend entlastet, könnte die Gesellschaft ihre Einkünfte teilweise für neue Erwerbungen und Publikationen, teilweise aber zur Anschaffung eines ständigen Dienstpersonals verwenden.

Die kleine Sammlung jüdischer Gegenstände im Museum für österreichische Volkskunde hält selbstverständlich keinen Vergleich mit dem Jüdischen Museum aus. Im grossartigen kunsthistorischen Museum gibt es ausser einem Becher aus Galizien nichts Jüdisches, was übrigens auch zu erwarten war. Im Gewerbe-Museum fand ich eine gewöhnliche Chanukka-Lampe aus Messing.

¹⁾ Der Herr Verfasser hat selbst eine Sammlung wertvoller jüdisch-volkskundlicher Gegenstände dem Museum leihweise überlassen. Dr. Gr.

Auf der Reise von Wien nach Russland hatte ich Zeit genug, meine Eindrücke zu ordnen. Ganz enttäuscht und niedergeschmettert, — das war das Resultat. Vergleicht man das, was die Juden auf dem Gebiete ihrer Volkskunde getan, mit demjenigen, was auf entsprechendem Gebiete die Magyaren oder etwa die Böhmen geleistet haben, so überkommt einen eine tiefe Schamröte, und unwillkürlich steigen in der Erinnerung alle die unliebsamen Krebseschäden auf, die am jüdischen Organismus seit Jahrhunderten nagen und die zu rügen nicht hier der Ort ist.

Es ist doch die höchste Zeit, dass die Juden einmal an ein **Jüdisches Zentralmuseum** denken, wo alles, was der Jude war und ist, was das Judentum geleistet und gelitten, gesammelt und geordnet wäre. Wie lange noch wird Israel fremden Göttern dienen?! Ist denn im Vergleich mit anderen unser Gott weniger mild und gütig, unsere Geschichte weniger schön und ruhmreich, unser Volk weniger liebenswürdig und der Liebe weniger bedürftig?! Jüdische Mäcene, hier ist noch ein weites und dankbares Feld zu bebauen! Wohlverdiente Lorbeerkränze und Unsterblichkeit erwarten die Bebauer!')

*) Hier sei auch ergänzend auf die Sammlung „israelitischer Ritual-Gegenstände“ im städtischen historischen Museum zu Frankfurt a. M. hingewiesen. Die Sammlung enthält eine Anzahl von „Wimpeln“ (Die älteste von 1777). An einem Toraschild (Tas) besagt eine Silbermarke, dass nach dem Gesetz von 1809 die Tafel, als zum Heiligtum gehörend, mit diesem Freistempel versehen wurde, um sie gegen das Einschmelzen zu versichern. Daneben bemerkt man eine Kethubba aus Livorno (1741), einen alten Verlobungsring, Beschneidungsutensilien, eine Chanuckalampe mit Darstellungen eines Liebespaares und der Ueberschrift „Amor“, Hausmasken aus der einstigen Frankfurter Judengasse, von allem Gabeleisen zum Mazzothbacken, wie sie Jospa Hahn erwähnt, u. a. m.

Dr. G.

Bücherschau.

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, hersg. von G. Steinhausen. Leipzig, Eugen Diederichs. Mk. 4, geb. 5.

E. Mummelhoff. Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. 1901. — In fleissiger Zusammenstellung werden bekannte Daten aus der ältesten deutschen Kulturperiode geboten. „Die Töpferscheibe übernahmen die Deutschen erst von den Römern.“ Wem fällt nicht sogleich das herrliche Gleichnis Jerem. 18, 3 ein? (Vgl. übrigens The Jewish Encycl. s. v. Pottery.) „Was sie an Eisen [in Palästina längst heimisch, vgl. Lev. 26, 19; Dt. 28, 23; Jer. Ez. Hiob u. s. f.] bedurften, brachte ihnen der Handel ins Land.“ „Wohnten doch noch die merowingischen Könige in hölzernen Palästen, und waren doch noch die von Karl dem Grossen in Sachsen gegründeten Kirchen aus Holz erbaut,“ wie die in Hamburg noch im 11. Jahrhundert neuerdings in Holz aufgeführt wurde, während schon im alten Testament als Menschenwohnung der Steinbau vorherrscht. Flüchtige Seitenblicke, die uns für den Tiefstand der hier geschilderten Kultur das Auge schärfen. Sehr lehrreich sind die Ausschnitte aus dem Städteleben des deutschen Mittelalters. „Es kommt zu erbitterten, blutigen Kämpfen zwischen der Bürgerschaft und den Geschlechtern. In Magdeburg verbrannten

die Geschlechter i. J. 1301, nachdem sie im Kampfe obgesiegt, zehn Alder-männer der Zünfte auf offenem Markte. In Strassburg erhoben sich die Zünfte zum ersten Mal 1308, aufgereizt durch den beispiellosen Uebermut, die Gewalttat und Niedertracht der herrschenden Partei. In Köln liessen die Geschlechter 1371 33 Weber hinrichten.“ So begreifen wir leichter, was dort in jenen Tagen unter dem Vorwand des schwarzen Todes den Juden wider-fahren ist. Sie waren von den Zünften ausgeschlossenen, während es in „Paris im 13. und 14. Jahrhundert sogar Zünfte gab, die ausschliesslich aus Frauen-zimmern bestanden.“ In Deutschland hatte „der Aufzunehmende nach dem Handwerksrecht des 10. Jahrhunderts eine Art Ahnenprobe abzulegen, er hatte den Nachweis zu erbringen, dass seine Eltern und späterhin auch seine Gross-eltern in einem ehelichen Bett gezeugt worden waren.“ Der Talmud stellt hingegen den tüchtigen Bastard selbst über den untüchtigen Hohenpriester (Hor. 13b u. s.).

„Bei den Verrufserklärungen verstieg man sich einfach ins Unglaubliche. Rot- und Weissgerber wurden verachtet, wenn sie Hundshäute verarbeiteten. Wenn ein Handwerker einen Hund oder eine Katze totschiess oder ein Aas anrührte, so galt er für unehrlich.“ Der Talmud lehrt: Und gelte es selbst, ein Aas zu häuten, so sage nicht: „Ich bin ein Priester,“ für diese Arbeit zu vornehm. (Pesach 113. B. batr. 110a u. s.).

„Nach einer Bestimmung des westfälischen Friedens sollte der Lehrling auch einem der anerkannten Glaubensbekenntnisse, dem katholischen oder evangelischen, angehören. Durch dieses Gesetz wurde das alte Herkommen, die Juden vom Handwerk auszuschliessen, sanktioniert. Die Juden werden allerdings ebensowenig wie die fahrenden Leute einen besonderen Zug zum Handwerk in sich verspürt haben, und wo man es versuchte, ihnen einmal die Schranken zu öffnen, hatte man damit wohl kaum einen nennens-werten Erfolg. In Nürnberg suchte sie der Rat 1490 dem Handwerk zu-zuführen, indem er ihnen verbot, in Zukunft noch Gold, Silber oder Karat — geschmolzenes, gehörntes Metall — zu scheiden, und denen, die sich des Wuchers abtun und ihn meiden wollten, erlaubte, ein Handwerk zu lernen und zu üben, . . . doch also, dass sie das, was sie . . . machen würden, in Nürnberg verkaufen sollten. . . In den Städten wie auf dem Lande haben die Juden wohl nur ein Handwerk betrieben, das Metzgerhandwerk, und auch dieses in der Regel nur im Interesse ihrer Glaubensgenossen.“ Man traut seinen Augen nicht. Ein „wissenschaftliches“ Buch arbeitet mit „wohl“ und „kaum“, mit „werden verspürt haben“! Und dabei hätte ein Blick in „The Jewish Encycl.“ s. v. Artisans, Handicrafts, Labor, Prague u. a. genügt, um gerade das Gegenteil zu erfahren, dass der Jude — der Leibzolljude! —, wo es nur irgend anging, sich zum Handwerk, das er ja heute in einzelnen Gegenden (a. a. O.) aus-schliesslich beherrscht, geradezu gedrängt hat (s. bes. Prag und Kopenhagen).

E. Reiche, Der Lehrer Prague u. a. 1901. Ein objektiv und fesselnd geschriebenes Buch. Wir hören: „Untersagte doch sogar Theodorich seinen Goten den Besuch der Schulen, damit ihnen nicht die „Riemen der Schulmeister die Tapferkeit herauschlägen. Und Theodorich war ein erleuchteter Monarch.“ „Karl der Grosse hatte nicht einmal schreiben gelernt.“ „Kurz vor seinem Tode (1407) klagte der Landgraf Wilhelm I. von Hessen, dass er nie in eine Schule gegangen und weder lesen noch schreiben könne.“ „Friedrich der Grosse besorgte, wenn die Leute auf dem Lande in der Schule zu klug würden, so würden sie in die Städte laufen.“ „Dazwischen ertönt aber schon aus verhältnis-mässig früher Zeit die Klage eines zum Kirchendienst kommandierten Schul-meisters.“ „Die Franzosen, die früher als Schüler nach Deutschland gekommen waren, wurden seit dem 11. Jahrhundert von deutschen und anderen Schülern als Lehrer aufgesucht.“ Ähnliches gilt von den damaligen jüdischen Bildungs-verhältnissen. Die Freuden und Laster der fahrenden Schüler werden anschau-lich geschildert. Wir lesen „von Nürnbergern, die 1497 nach Ingolstadt zu

kommen vorgehabt hätten, da sie aber erfahren, dass dort Gürtel auf Wienerische Art getragen würden, seien sie alle nach Leipzig gezogen.“ Wenig muten Disputationen an, „die sich in den schmutzigsten Zoten ergehen, so dass die verwegenen studentischen Bierreden unserer Tage, verglichen mit dem, was die alte Zeit an feierlichem Ort — oft in einer Kirche — in Gegenwart des Rektors und der würdigsten Häupter der Fakultäten vorzubringen für erlaubt hielt, als schüchtern und harmlos bezeichnet werden müssen.“ „Die Schüler spielten (S. 51) auf dem Kirchhof, der zugleich Schulhof war.“ Hebr. Buchstaben begegnen uns S. 124. Das Sondern der Kinder nach Altersklassen in einem und demselben Zimmer (53. 56) finden wir auch im jüdischen „Cheder.“ Ebenso die Unterstützung des Lehrers durch den Schulgehilfen (Locatus) S. 54, der dort „Belfer“ („Behefer“) genannt wird. Das „Roschchodeech“-Geld u. a. (vgl. die Deposition S. 92) findet hier ebenfalls Analoga. Von solchen Analogien findet sich allerdings bei Reicke nichts. Und doch hätte er schon in den „Monum. Paed. Germ.“ oft genug darauf stossen können.

Th. Hampe, Die fahrenden Leute 1902. Hier liest man S. 76: „Zum überwiegenden Teil entstammen die Ausdrücke — der Gaunersprache — dem Hebräischen oder richtiger dem Judendeutsch, wie denn die meisten Formen, namentlich alle Nebenwörter, und ebenso Flexion und Satzbau überhaupt der deutschen Sprache angehören.“ „Muss man doch das jüdische Element überhaupt als eines der Grundelemente des deutschen Gauner- und Räuberwesens betrachten.“ Nun kommt scheinbar Anerkennung mildernder Umstände, in Wahrheit eine Begründung, die allem die Krone aufsetzt. „Die mittelalterlichen Christen haben es — das Judentum — dazu gemacht. Waren die Juden durch ihre soziale Stellung schon frühzeitig nicht selten förmlich darauf angewiesen, der Gewalt List und Betrug entgegenzusetzen, so war dies in erhöhtem Mass in jenem schrecklichen 14. Jahrhundert der Fall, da der Aberwitz die rohen Leidenschaften des Volkes gegen die Juden entfesselte. Viele derselben, an Leib und Leben bedroht, flohen damals aus den Städten, wo die Verfolgung am wildesten wütete, in die Einöden und Wälder, und hier sind dann aus den Verfolgten, Vertriebenen, Geächteten nur zu häufig Rächer, Räuber und Diebe, Bedrücker der Menschheit geworden. Ja die Zahl solcher, bald mit allerlei anderem tagscheuen Gesindel vermischter jüdischer Gauner war um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts so gross, dass frühere Forscher in ihnen geradezu die Stammväter der etwas später auftretenden Zigeuner haben erblicken wollen.“

Für den Verfasser sind offenbar die Widerlegungen Avé-Lallemant's (durch Steinschneider, neuerdings durch Steinitz) terra incognita. Aus dem Judendeutschen, das sich, als so naheliegend, zur Geheimsprache wie von selbst anbot, haben die Gauner einzelne Worte entlehnt, die aber in ihrer Vermummung im „Kochemerloschen“ auf den ersten Blick erkennen lassen, dass sie nicht jüdischer Mund so verballhornt hat. Was der Verf. über jüdische Räuber sagt, als hätte man in ihnen Komplizen der adligen Raubritter zu suchen, ist nicht ernst zu nehmen. Wir empfehlen ihm zu besserer Unternehmung über die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in deutscher Vorzeit Gustav Freytag, Karl Lamprecht, Jansen u. a., von Historikern jüdischer Herkunft absichtlich zu geschweigen. Einer objektiven Darstellung des Gegenstandes, wäre die Quellenangabe in „The Jew. Encycl.“ s. v. Judaeo-German, Athletes, Vol. V p. 110, VIII 490 u. a., vor allem der im nächsten Heft unserer „Mitteilungen“ erscheinende nachgelassene Aufsatz von Alb. Wolf über jüdische „fahrende Leute“ zu empfehlen.

Die Ausstattung aller drei Bände lässt, Dank der unermüdlichen Rührigkeit des Verlages, nichts zu wünschen übrig. Von dem „Handwerker“ und den „fahrenden Leuten“ scheiden wir mit dem aufrichtigen Bedauern, das uns schon früher „das Judentum in der deutschen Vergangenheit“ (Bd. XI der Sammlung) arg verleidet hat. Solche selbst dem minder Eingeweihten offen-

baren Verstöße gegen die wissenschaftliche Unparteilichkeit müssen dem an sich so löblichen Unternehmen in weiten Kreisen Abbruch tun. Wir können dem opferwilligen Verlage nicht warm genug empfehlen, diesem Uebelstande in Zukunft nach Kräften vorzubeugen. G.

F. Falk, Die Bibel am Ausgange des Mittelalters. Köln 1905. J. P. Bachem, Mk. 1.80.

Eine fleissige Arbeit über ein hochinteressantes Thema. Sie handelt vom „Lehrgang an der Hochschule“, dem „Bibelkorrektorium der Augustiner zu Windesheim“, der „Ars memorandi“, der Hochschätzung des Bibelstudiums im Urteil der Zeitgenossen, den 1450—1520 erschienenen Bibeldrucken, dem „Psalter als Lernbuch der Kinder“, den „Bibelillustrationen“ u. a. m. Die unverhohlenen apologetische Tendenz, bei einer Görresschrift naturgemäss, stört nicht sowohl in dem, was der Verf. sagt, als in dem, was er uns vorenthält. Das ist die Bibliomantie, der Gebrauch der Bibel zu abergläubischen Zwecken, die kirchlichen Exorzismen usw., worüber ausführlich in unseren „Mitteilungen“, Heft 10 gehandelt wird. Vielleicht liegt hier keine Absicht, sondern nur Uebersehen vor. Ein Nachholen des Versäumten würde die Volkskunde mit Freuden begrüssen. G.

E. N. Adler, About Hebrew Manuscripts. London 1905. Henry Frowde.

Der als Sammler hebräischer Manuskripte rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Bande zu Moritz Steinschneiders 90. Geburtstag einige in englisch-jüdischen Zeitschriften bereits veröffentlichte Aufsätze gesammelt herausgegeben, so 1) sein Genizamanuscript des Siraciden, 2) Karaïtica, 3) An ancient bookseller's catalogue, 4) Prof. Blau on the Bible as a book, 5) A letter of Menasse ben Israel, 6) Jewish literature and the diaspora, 7) The humours of hebrew MSS, 8) The Romance of hebrew printing. Den Schluss bildet Prof. Bacher's Studie „Zur jüdisch-persischen Litteratur“. Für die jüdische Volkskunde von Belang sind die einleitenden Daten über die Karaer, besonders als Händler und Seefahrer (S. 20), das MS Pithron chalomoth von Hai Gaon (24), das Sefer goraloth (26), der karaïtische Get a d. J. 1030 (29), das Kulturgeschichtliche (88) u. v. a. Der Bibliograph wird das Buch nicht entbehren können. Aber auch dem Laien bieten einige vortreffliche, populär gehaltene Vorträge darin mannigfache Anregung. G.

Biographie des R. Jedaja Penimi . . . Wetterprophezeiungen nach einer alten Handschrift d. a. 1425. L. Schwager, Husiatyn 1905.

Enthält als Anhang zu der bereits im 5. Band der „Kok'be Jits'chak“ erschienenen und hier neugedruckten Biographie Jed. Pen's ein Kapitel Bauernkalender mit dem tröstlichen Schlusswort: „Vor den Zeichen des Himmels zaget nicht!“ (Jer. 10, 2). G.

Vassel, E., La littérature populaire des israélites tunisiens. Paris, E. Leroux 1905/6.

Der Verf., früher Vorsitzender des Institut de Carthage, macht uns hier mit einer für weitere Kreise bisher apokryphen Literatur in jüdisch-arabischer Mundart bekannt. Er hat etwa 40 Nummern, Lieder, Erzählungen, Zeitungen usw., gesammelt, die für den Philologen wie für den Ethnographen nicht ohne Interesse sind, zumal es an sonstigen Literaturdenkmälern in einem arabischen Dialekt fast völlig mangelt. Einer gründlichen Einleitung, die uns einen geschichtlichen Ueberblick über die Vergangenheit der tunesischen Juden bietet, folgt die Beschreibung der nicht weiter, als 40 Jahre, zurückreichenden Literatur nebst geschickt gewählten Proben, auch einigen Illustrationen. In der ersten dieser Nummern, dem Ma'ase schar'aschu'im von Elijah Haï Guedj begegnen wir der Geschichte Sindbads, des Seefahrers, und der des „Frommen am Pesachabend.“ Für die Volkskunde von Belang sind auch die Bemerkungen über die verschiedenen populären Bezeichnungen der Mazza (p. 95) sowie vor allem die Abhandlung über den Aberglauben der tunesischen

Juden (p. 120 ff.) und der Versuch, seinen Quellen nachzuspüren, wobei allerdings manches aus dem religiösen Ritual mit unterläuft.

Wünsche, A., Die Schönheit der Bibel. 1. Bd. Die Schönheit des Alten Testaments. Leipzig, Ed. Pfeiffer 1906. Mk. 8 broch., 9,50 Lein., 10 Hbfzr.

Eine Entdeckung der Bibel für Unzählige. Zu einer solchen Leistung, der ästhetischen Würdigung der althebräischen Urkunden, gehören feinhöriges Nachempfinden der Sprache des Originals, kongeniales Erfassen des Volkscharakters auf dem Untergrunde vergleichend ethnologischer Betrachtung, erschöpfende Vertrautheit mit den Ergebnissen der Bibelkritik, umfassende Kenntnis der Schrifttümer des Orients wie des Okzidents, vor allem natürlich der altjüdischen Geschichte und Literatur, eindringende ästhetische Durchbildung, ein wenig poetische Veranlagung und noch manches andere, was wir kaum noch zum zweiten Male so harmonisch vereint finden dürften, wie in dem verdienstvollen Autor der „Bibliotheca rabbinica.“ Schon als Student hat W., von Herder angeregt, den Plan zu dieser Meisterleistung gefasst. Was er in der Zwischenzeit geschaffen, fügt sich als Studien und Vorarbeiten in diesen Rahmen. Von ganz besonderem Wert sind die Anführung von Aussprüchen führender Geister über das Buch der Bücher, sowie die Hinweise auf den Einfluss der Bibel auf Musik und bildende Künstler. Ohne Zweifel wird gerade W.'s Buch in dieser Richtung neue fruchtbare Anregung geben. Was aber vor allem zu wünschen ist und auch dem Verf. als Hauptziel vor Augen schwebte, ist die Wiedereroberung der Stellung, die einst die Bibel als Volksbuch eingenommen, die Gewinnung vor allem der „Gebildeten unter ihren Verächtern.“

Für die Kenntnis der hebräischen, z. Tl. auch der späteren jüdischen Volkskunde von Bedeutung sind die Erörterungen über die Sprichwörter und Gleichnisreden, über die Volkslieder, z. B. das Hobelied als Sammlung von Hochzeitsliedern S. 54, 97, die Volksbräuche S. 128, 217 u. s. (Die Konjekturen S. 214¹ scheint uns mit Rücksicht auf Gen. 49, 6 nicht notwendig. Tarsis (280) sind wir geneigt, mit Hüsing in Elam zu suchen.) Vortrefflich sind die übersetzten Proben. Um so schwerer wiegt S. 381 das Lob, das den „Gedichten der Bibel“ von Klausner gespendet wird. G.

Wünsche, A., Die Bildersprache des Alten Testaments. Leipzig, Ed. Pfeiffer, 1906. Mk. 4.—.

Eine willkommene Ergänzung des obigen Werkes, das die materiale Schönheit des Alt. Test.'s würdigt, während hier die formale behandelt wird. Der Leser wird erstaunen, welche Fülle von religiös-sittlichen Gedanken und Ideen durch die Naturbildersprache im Alt. Test. ihre Veranschaulichung findet. Besonders belehrend sind die Gedanken über Bild und Vergleichung im Allgemeinen S. 15 u. s. G.

Moses, M., Polen und Juden. (hebr.) Sep.-Abdr. Podgórze 1905. Eine Skizze der wechselvollen, meist unglücklichen Geschichte der Juden in Polen.

Morgenländische Bücherei. Leipzig, Th. Grieben's Verlag, 1906.

I. Olcott-Bischoff, Der Buddhistische Katechismus. 36. Ausgabe. br. M. 2, geb 2,60. — Schon die Zahl der Auflagen spricht für die Vortrefflichkeit des Büchleins. Die Illustrationen sind selbst bei diesem rein dogmatischen Stoffe sehr willkommen.

V. Bischoff E., Im Reiche der Gnosis. br. M. 2,40 geb 3,—. Durch eines der dunkelsten und verworrensten Gebiete der Gedankenwelt des Orients führt uns des Verf.'s kundige Hand in knappen, sicheren, lichtvollen Zügen. Prächtig ist die Abfertigung gewisser moderner „Dogmendogmatiker“ S. 129. Wie in allen seinen Arbeiten setzt B.'s Scharfsinn sowie seine stupende Belesenheit in Erstaunen. Wer sich dem Studium der theosophisch-mystischen Literatur der Juden widmen will, wird das Buch nicht entbehren können.

H. Bamberger, Geschichte der Rabbiner der Stadt und des Bezirkes Würzburg. Herausg. von Rabb. S. Bamberger. Wandsbek 1905. (Selbstverlag) Mk. 2.50.

Eine gründliche Zusammenstellung aller den Gegenstand betreffenden Daten. Für die jüdische Volkskunde von Interesse sind einige, einem Kodex der Frankfurter Stadtbibliothek entnommene, schon von Brüll in seinem IX. Jahrbuch wiedergegebene Erzählungen aus dem Leben mittelalterlicher Rabbinen S. 24 u. s. Interessant ist die Verordnung vor der „Traubenlese“ S. 41.

G.

Josef Patai. **An den Wassern Babylons.** (Babylon vizein.) Gedichte aus der altjüdischen Literatur, Verlag Jokai. Budapest 1906. Preis: 5 Kronen

In der ungarischen Literatur haben sich in letzter Zeit mit der Uebersetzung und Bearbeitung altjüdischer Poesie drei hervorragende Lyriker einen bedeutenden Namen errungen. Josef Kiss, Redakteur der Zeitschrift „Die Woche“ (A Hét.) (seine Biographie erschien vor kurzem im „Literarischen Echo“, Berlin), ferner der leider zu früh verstorbene Emil Makai, und seit 2—3 Jahren erntet der junge talentvolle Mitarbeiter des stark verbreiteten jüdischen Organs „Egyenlőség“: Josef Patai auf diesem Gebiete viele Lorbeeren.

Der feinfühlende junge Poet band seine zerstreut erschienenen, stets mit grossem Beifall aufgenommenen Gedichte (Uebersetzungen altberühmter jüdischer Dichter und eigene Verse) zu einem prächtigen Strausse und liess sie jetzt in einem ansehnlichen Bande, geschmückt mit künstlerischen Illustrationen unter dem Titel: „An den Wassern Babylons“ erscheinen. Ein reizendes Buch in vornehmster, modern künstlerischer Ausstattung, von dem zu wünschen ist, dass es in keinem jüdischen Hause fehlen möge.

Die Uebersetzungen zeigen, dass sie von einem Meister der Uebersetzungskunst herrühren, sie wecken in unserem Herzen Empfindungen eigener Art und lassen in uns Töne erklingen, die wir an keinem Orte zuvor vernommen zu haben glauben, die uns im ersten Momente wohl überraschen, uns aber bald um so vertrauter erscheinen.

Schlosz.

„Allgemeine Geschichte der Juden“ nach Dr. H. Graetz, ungarisch bearbeitet von Max Szabolcsi, Redakteur des „Egyenlőség“ (Ung. jüdische Wochenschrift). Verlag Phönix, Budapest. Subskript. 96 Kr. Bd. 1.

In diesem Werke soll der Geschichte der Juden in Ungarn besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden, deren Bearbeitung unter Mitwirkung bewährter Gelehrter der Budapester Oberrabbiner Dr. Samuel Kohn übernommen hat. Der Herausgeber sagt im Vorwort: „Eine Geschichte wollen wir den ungarischen Glaubensgenossen überreichen, die nicht allein für die gelehrte Welt, — sondern für jeden intelligenten Menschen als Lektüre geeignet sei; — darum wählten wir Graetz's „Geschichte der Juden.“ — Eine Geschichte wollen wir geben, welche die Seele des Lesers mit inniger Liebe und Treue, mit Hingebung und Begeisterung zu erfüllen fähig sei; — deshalb fiel unsere Wahl auf die Geschichte Graetz's. — Eine Geschichte wollen wir übermitteln, die in leichter, anziehender, doch meisterhafter Vortragsweise, — in geläuterter, aber ungekünstelter schöner Sprache, — nicht nur lehren, sondern auch erziehen und unterhalten soll, — darum griffen wir nach der Graetz'schen Geschichte. — Eine Geschichte wollen wir darbieten, derer Gleichen nirgends zu finden ist, sobald auch nicht sein wird, denn wie viele Jahrhunderte musste Israel warten, bis Graetz das Licht der Welt erblickte? — darum entschieden wir uns für Graetz's Geschichte . . . Wir hegen die schönsten Hoffnungen für dieses grosse Werk. Wir hoffen, dass es, in welche Schichten der Gesellschaft es auch gelangen sollte, die Gleichgültigkeit verbannen, statt ihrer edle Begeisterung einimpfen, — Dunkel mit Licht und Wärme vertauschen, — und Liebe samt beglückender Ueberzeugung einpflanzen werde . . .“

Im I. Bande wird die grössere Hälfte, der biblischen Geschichte geboten. In einem Anhang behandelt L. Venetianer die moderne Bibelkritik und die Bibel-Babel-Frage. Das glänzende Unternehmen verdient die höchste Anerkennung.

Schlosz.

Zeitschriftenschau.

Magyar Zsidó Szemle. Jan. 1907. — Dr. M. Richtmann teilt 2 Briefe aus der Zeit Franz Rákóczi's (1703) mit. Diese Briefe verfasste Samuel Bürgel, der damals als Vertreter der Firma Samuel Oppenheimer zu Frankfurt a. M. nach Buda (Ofen) kam. — Ongebrincslter Narr — Smakk. Der Ausdruck: Schmock ist gleichbedeutend mit: Schmöcker (ein Buch, von Tabakrauch geschwärzt). Die Benennung: Ongebrincslter Narr = rauchig, angebrannt, ranziger Tor, ist bereits älteren Datums und dürfte aus Jesajas VII, 4, stammen. — E. Vadász erklärt die Bedeutung der Liebesgabensammlung am Freitagabendgottesdienste in der Synagoge zu Metz. Aus dem ungar. Landesarchiv (von Dr. A. Büchler): 1) Gesuch Moses Josef's, der bei der Erstürmung Ofens in Gefangenschaft geraten, an die kgl. Kammer zu Pressburg. 2) 1689, den 10. Dez., Wien. Kaiser Leopold gestattet, dass die Juden Veith Hirschl und Jakob Natel in Buda wohnen dürfen. 3) 1712. Buda. Das Gesuch der Budaer Juden an König Karl III. Schlosz.

Hessische Blätter für Volkskunde, herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde. 4. Band. Leipzig 1905.

Aus dem Inhalt dieser von dem der Wissenschaft allzufrüh entrissenen Prof. Adolf Strack trefflich geleiteten Zeitschrift ist vor allem die Abhandlung: „Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhessischen Landbevölkerung“ von Pfarrer W. Hoffmann in Jugenheim hervorzuheben, in der sich der Verfasser als gründlicher Kenner der Volksseele bewährt. Der rheinhessische Bauer ist, wie der Franke überhaupt, Rationalist. Die biblischen Wunder sind ihm nicht selten Gegenstand des Spottes. Gott, Tugend und Unsterblichkeit sind die Grundpfeiler der Frömmigkeit. Wer den Bauern nach Wunsch predigen will, muss den Prediger Salomonis zu Grunde legen; darum gefallen ihnen die Leichenreden der Rabbiner, die dies mit Vorliebe tun. Bei schweren Erkrankungen wird nicht gern vom Tode gesprochen, weder vom Patienten noch von dessen Umgebung, darum sieht man auch den Pfarrer in solchen Fällen nicht gern. Streng verpönt ist alles, was an den Katholizismus erinnert, Kreuz, Knieen, Kirchenschmuck usw. Mangelhafter Kirchenbesuch nimmt den biblischen Gedanken, dass Gott nicht in menschlichen Tempeln wohne, wenigstens zum Vorwand. An reformierte Eigenart erinnert, dass man in Wolfheim noch vor 14 Jahren beim Gebete das Haupt bedeckte. Das Verhalten des Menschen zu Gott und Gottes zu den Menschen wird durchweg unter dem Gesichtspunkt von Leistung und Gegenleistung betrachtet, ebenso das der Menschen untereinander: „Es soll alles nach dem Rechten zugehen“, d. h. nach Gerechtigkeit. Das ist die Norm, die allein im öffentlichen und privaten Leben Geltung haben soll. Der Verfasser fragt, wie der alttestamentliche Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ im Gegensatz zum Evangelium von der Gnade Gottes und der Liebe zu den Brüdern eine solche Macht werden konnte, und schreibt dies dem Katholizismus zu, der hier erheblich von alttestamentlichen Anschauungen beeinflusst sei. So urteilt auch der Verfasser der „Bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre“, ein thüringischer Landpfarrer, von der gleichgearteten Wohltätigkeit des Thüringer Bauers: „das Almosengeben

war für ihn ein „Gottesdienst“, . . . ein Verdienst bei Gott, . . . noch weit häufiger eine Zahlung, für welche er von Gott reiche Vergeltung erwartete.“ Warum der Verfasser nicht auch diese Denk- und Handlungsweise auf Rechnung des Rationalismus und des „allgemein-bäuerlichen und spezifisch-fränkischen Realismus“ setzt, diese Frage zu beantworten muss Theologen überlassen bleiben.

Von den übrigen Abhandlungen seien noch erwähnt: „Mythus, Sage, Märchen“ von E. Bethé und „die Heimat der Indogermanen und der Germanen“ von K. Helm. A. L.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, herausgegeben von Prümer, Sartori, Schell und Wehrhan. 1. bis 3. Jahrgang Elberfeld 1904 bis 1906.

Aus dem reichen und mannigfaltigen Inhalt dieser in Vierteljahrsheften erscheinenden Zeitschrift kann hier nur einiges hervorgehoben werden.

Den Leserkreis zum Sammeln volkskundlichen Materials anzuregen und ihm dazu die nötigen Anleitungen zu geben bezwecken die Aufsätze: „die Gebiete der Volkskunde“ und „das Kinderlied und Kinderspiel“ von Wehrhan, der „Fragebogen zur Sammlung der in der Eifel über das Kind verbreiteten Sitten und Gebräuche“ von Zender und Trensens Proben aus seinen Sammlungen zu einem rheinfränkischen Wörterbuch. Die Sprache behandeln vom volkskundlichen Standpunkte Jos. Müller „Ueber die Prägnanz der Ausdrücke des Tadeln und Unwillens in den rheinischen Mundarten“, d. h. über die Bildung solcher Ausdrücke durch Ableitung und Zusammensetzung, ferner Zender „Tiere und Pflanzen im Eifeler Volksmunde“ und „der Gruss und seine Formen in der Eifel.“ Die Anordnung und Betrachtung des Sprachschatzes nach verschiedenen Gesichtspunkten, so hier nach Begriffskreisen oder nach sachlichen Wortgruppen, ist am besten geeignet, die Anschauungsweise des Volkes durch die von verschiedenen Seiten einfallenden Streiflichter deutlich zutage treten zu lassen.

„Rheinische Schilda“ von Jos. Müller, „Lenscheider Aaschläg“ von Wierz und „Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien im Seltkant“ von Kapell enthalten neben vielen altbekannten Schildbürgerstreichen auch solche überraschend modernen Ursprungs.

In den „Bemerkungen über die Zitrone im Glauben und Brauch des Volkes“ von Schall in Elberfeld wird zur Erklärung des norddeutschen Brauches, den Verstorbenen und den Leichenträgern Zitronen in die Hand zu geben, die mit Gewürznägelchen durchstochene Zitrone aus Heines Rabbi von Bacharach angeführt, die als nervenstärkendes Riechmittel benutzt wird, vor allem aber die Mitteilung eines Freundes des Verfassers aus Bialystok in Russland. Dieser erzählt, dass sich die Juden an einem Tage des 14 Tage lang gefeierten Osterfestes in „die Schul“ begeben, jeder einen Granatapfel, die Aermsten eine Apfelsine oder Zitrone tragend, die offiziell als Stellvertreter des Granatapfels gelten, und dass sich in den folgenden Tagen die Juden untereinander mit solchen geweihten Äpfeln beschenken. Bei den christlichen Begräbnissen würde also die Zitrone anstatt des schwer zu beschaffenden Granatapfels, des Fruchtbarkeitssymbols der Juden und vieler alten Völker, getragen. Der Verfasser zieht daraus den Schluss, dass wir es mit einem alten orientalischen Gebrauche zu tun haben, der durch die Juden nach allen Ländern verpflanzt wurde. Besondere Beachtung verdiente der Umstand, dass die Zitrone bei den Juden stellvertretend für den Granatapfel aufträte und darum einst als Symbol der Fruchtbarkeit bei der Hochzeit in manchen Gegenden zur Verwendung gelangt sei.

Man kann es dem Verfasser nicht verdenken, dass er die irrigen Angaben seines Gewährsmannes auf Treu und Glauben hingenommen und seinen Schlüssen zu Grunde gelegt hat, anstatt sich aus verlässlichen Quellen Aufschluss zu holen. Die Werke, welche den jüdischen Ritus, die religiösen Anschauungen und Gebräuche für das nichtjüdische Publikum darstellen, stammen meist aus

dem 17. und 18. Jahrhundert und sind wegen ihrer einseitigen Tendenz nur mit grösster Vorsicht zu benutzen, waren ihm auch wohl nicht zugänglich. An einem modernen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Werke, aus dem die vergleichende Volkskunde mannigfachen Nutzen ziehen könnte, fehlt es leider. Im vorliegenden Falle hätte sich aber der Verfasser nur an den ersten besten Elberfelder Juden zu wenden brauchen, der ihn darüber hätte belehren können, dass das jüdische Osterfest nicht 14 Tage lang gefeiert wird, dass Granatäpfel bei gar keinem jüdischen Feste gebräuchlich sind, und dass deshalb gar kein Anlass vorhanden ist, Zitronen oder Apfelsinen als deren Stellvertreter zu benützen, dass bei den Juden weder Früchte „geweiht“ werden noch sonst irgend etwas, dass sie sich daher auch niemals mit geweihten Dingen beschenken können. Der Gewährsmann des Verfassers hat offenbar den Ethrog des Sukkothfestes gemeint, da aber dieser „Paradies-“ oder „Adamsapfel“ (die Frucht des *Citrus pomum Adami*) weder durch eine Zitrone ersetzt werden kann noch als Stellvertreter des Granatapfels gilt, so sind auch alle aus der symbolischen Bedeutung des Granatapfels und der Zitrone und dem Gebrauche dieser Früchte bei den Juden gezogenen Folgerungen hinfällig.

A. L.

Bemerkungen zu Heft 21.

Von Dr. Löwenstein, Mosbach.

S. 23 n. 2 l. Oettingen st. Endingen. n. 4 das Fragezeichen kann wegfallen; Arje Jehuda Löb war der Sohn des צרקה צדק und starb 1684 (Kaufmann-Gedenkbuch p. 375). Dessen hier angeführter Sohn Jakob Koppel starb 1725 oder 1728, je nachdem תפ"ה oder תפ"ו zu lesen ist; zu beiden Jahreszahlen stimmt das Wochendatum; vgl. auch הנו"ך II, 41.

S. 24 n. 2. Verf. des ברוכים עיטור war nicht R. Baruch Rapoport, sondern Baruch b. Elkana Naumburg.

S. 27. Jakob Moses Pulitz, der ebenso wie der oben genannte Jakob Koppel Schwiegersohn des Gerson Ulif war, starb 1766; וואסער ist deshalb vollständig mit Punkten zu versehen.

S. 28 n. 1 st. 1774 l. 1744.

S. 30. Der hier erwähnte Pressburger Rabbiner ist wohl R. Isak Dukla, Nachfolger von R. Akiba Eger; er starb in der Nacht des 11. Kislew (26/27. November) 1762; אבני בית היוצר p. 37^b.

Eingänge bis 1. Mai:

Die jüdischen Gemeinden und Vereine in Deutschland. 85 Seiten. Bureau für Statistik der Juden, Berlin 1906. 2. Mk. — Rud. Wassermann, Beruf, Konfession und Verbrechen. München 1907. Ernst Reinhardt. 106 S. Gr. 8°. 5 Mk. — Prof. Dr. E. Dagobert Schoenfeld, Die Halbinsel der Sinai in ihrer Bedeutung nach Erdkunde und Geschichte. Berlin 1907. Dietrich Reimer. 196 S. Mit einer Karte, 3 Textabbild. und 16 Lichtdrucktafeln. 8 Mk. — Colmar Schumann, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch. Lübeck o. J. Gebr. Borchers. — L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig 1905. F. W. Grunow.